Leben in der Alten Welt.

Funfzehnter Theil.

Leben
in der
Alten Welt.

Tagebuch
während eines vierjährigen Aufenthalts
im Süden und im Orient
von
Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Funfzehnter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist mir gleichgültig.

Frei nach Terenz.

Es ist alles euer: es sei Paulus oder Apollo, es sei Kephas oder die Welt, es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige; alles ist euer; ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes.

1 Kor. 3, 21 fg.

Zweiundvierzigste Station.

Leben auf einem griechischen Dampfboot. Bekanntschaften während der Reise. Der junge Macedonier. Die alte Frau. Wieder in Athen. Griechische Wohnungen. Neuigkeiten aus Osten und Westen. Unruhe im Innern. Lectüre und häusliches Leben. Ankunft des Herbstes. Eine attische Seidenspinnerei. Promenaden. Abreise nach dem Parnaß.

Athen, am 8. October.

Bevor ich von irgendetwas anderm spreche, muß ich mich darüber aussprechen, wie es auf einem wohleingerichteten und wohlbemannten griechischen Dampfboot aussieht. Die Aumonia, auf welcher ich Volo verließ, ist — wie der Byzantis — eins der neuen griechischen Athmodons, und in der That ein schönes und in jeder Beziehung wohleingerichtetes Fahrzeug. Aber ein griechisches Dampfschiff, welches glückliche Fahrten macht, d. h. mit einer hinreichenden Anzahl von Passagieren und Frachtstücken, kann unmöglich lange schön und wohleingerichtet bleiben. Es herrscht daselbst eine republikanische Gleichheit und Unordnung, über welche der republikanische Amerikaner im höchsten Grade erstaunen und die er „shocking" finden würde. Es gibt auf griechischen Dampfbooten wirklich eine erste, zweite und dritte Klasse; allein diese Klassen haben ein unaufhörliches Bestreben, sich durcheinander zu vermischen. Du bezahlst z. B., lieber Leser, für einen Platz erster Klasse, die übrigens bedeutend

theuerer als die andere ist, in der Hoffnung, dort in guter Ruhe bleiben zu können. Das kannst du allerdings auch, wenn die Anzahl der Passagiere erster und zweiter Klasse nur gering ist; denn die Passagiere der dritten Klasse halten sich vorzugsweise auf dem Verdeck auf, woselbst sie mit Kind und Kegel, Eßvorräthen, Bündeln und Säcken sich rings um die Plätze der ersten Klasse niederlassen. Dagegen kann nun allerdings kein Menschenfreund etwas haben, solange die Mitglieder dieser Klasse nicht gar zu zahlreich sind; denn sie sind in der Regel sauber gekleidet, nehmen nur den Fußboden ein, auf welchem sie sich nach morgenländischer Weise niederlassen, und gewähren durch ihren Anblick ein kleines Schauspiel von der Art und den Sitten des griechischen Volkslebens. Allein wenn sich diese Passagierklasse auf jeder Station vermehrt, dann wünscht man sich weit weg von dieser griechischen Freiheit und Gleichheit zu sein, die, gleich der morgenländischen, mehr eine äußere als eine innere ist. Das Verdeck ist mit Krethi und Plethi überfüllt, die unaufhörlich aus ihren Eßbündeln, Säcken und Taschentüchern essen und kauen. Du kannst keinen Schritt thun, ohne über ein Paar Beine, über ein Kind oder über ein Eßbündel zu stolpern. Das geht nun noch an, solange blos gegessen wird; aber bald kommt ein bischen Wind, und das Schiff schaukelt, und nun wird der Zustand entsetzlich! Um frische Luft zu genießen, mußt du unter das Verdeck flüchten, in den Damensalon. Ach, da findest du alles vollgepfropft. Die zweite Klasse ist mit Passagieren überfüllt worden und hat ihren Ueberfluß an Personen auf die erste Klasse ablaufen lassen. Nun willst du in deine Kajüte, auf dein Lager flüchten — vergebens. Da liegt ein oder ein paar schlafende Kinder. Auf das Sofa? Das ist ganz und gar eingenommen von dicken Kinderwärterinnen mit schreienden kleinen Kindern. Der etwas enge, aber sonst vortreffliche Damensalon ist eine wahrhaftige kleine Hölle voller Hitze und

Gedränge geworden. Du mußt wieder hinauf aufs Verdeck fliehen; da kannst du wenigstens einen Stuhl bekommen und dich dem Meere zuwenden, dem herrlichen hellenischen Meer, stets von der Sonne beglänzt, stets schön und stets reich an wechselnden Scenen.

Glücklicherweise war auch während dieser Fahrt das Wetter hellenisch schön. Es war das erste mal, daß der Dampfer Aumonia (die Vereinigung) diese Handelsreise nördlich von Euböa, von Athen nach Konstantinopel, und jetzt wieder zurück von Konstantinopel nach Athen machte; und der Gewinn von dieser Reise war sehr vielversprechend für die Zukunft. Die Reise hatte 22000 Drachmen eingebracht, von denen man jedoch 14000 für erforderlich hielt, um die Kosten zu decken. Auf dem Wege zwischen Volo und Athen wurden von den Orten, an denen wir landeten, große Säcke mit Seidencocons, andere dergleichen mit einer Art Farbewurzel, wieder andere mit Oliven u. s. w. eingeschifft. Die Fracht häufte sich bis zur halben Höhe der Dampfesse und gab dem Fahrzeug eine bemerkbare Beugung, so oft ein etwas starker Windstoß von der Seite kam. Die Anzahl der Passagiere soll nahe an dreihundert betragen haben, ehe wir in Piräus anlangten.

Unter denselben waren einige recht schöne junge Mädchen, sowie mehrere recht artige und auch gesprächige Herren. Am meisten interessirten mich darunter ein junger Herr und eine alte Frau. Der erstere war aus Macedonien und reiste in Handelsgeschäften nach Paris, glaube ich. Er sprach sehr gut französisch, war ein hübscher, gebildeter, recht angenehmer junger Mann und erzählte mir verschiedenes Interessante aus seiner Heimat, dem Vaterland Alexander's des Großen, des Eroberers, früher so berühmt, gegenwärtig so vergessen, daß man in Europa weit weniger davon weiß als von Island. Und doch birgt es in seinem Schos große Naturschönheiten, und in seiner Bevölkerung, besonders in dem freiheitsliebenden griechischen

Theil derselben, im Süden des Landes, den Stoff zu einer großen Zukunft. Er bestätigte auch, was ich von der russischen Propaganda unter der mit Slawen gemischten Bevölkerung in der nördlichen Hälfte Macedoniens gehört hatte. In der Hauptstadt, Monastir (früher Pella), ist die Bevölkerung zum großen Theil türkisch. An Producten und Fruchtbarkeit gleicht Macedonien der Provinz Thessalien, gleichsam deren nördliche Hälfte darstellend. Der Olymp trennt und vereinigt beide Provinzen. Auch der hier erwähnte junge Macedonier, den ich für einen guten Repräsentanten des jungen Macedoniens ansehe, sah mit Sehnsucht dem Tag entgegen, an welchem sein Vaterland ein Theil des freien Griechenlands werden sollte.

Nun aber zu meiner alten Frau.

Ich hatte dieselbe bereits in Neapel erwähnen hören, und zwar unter folgenden Umständen: Es war in la pension anglaise oder Sciazzi an der Riviera di Chiaja. Dort wurde von einer Engländerin, einer Mrs. L***, erzählt, welche zu den auf die grausamste Weise geprüften Menschen auf der Erde gehören sollte. Sie war mit dem englischen Prädicanten in Athen verheirathet und von einer blühenden glücklichen Familie umgeben. Da starb ihr Mann. Bald darnach wurde ihr einziger Sohn und dessen junge Gattin auf Euböa von einem jungen griechischen Priester ermordet, dessen Wohlthäter sie gewesen waren. Sie hinterließen einen kleinen Knaben, der zur Großmutter gebracht wurde. Nach wenigen Monaten starb auch dieser. Der trauernden Witwe und Mutter blieben nur noch zwei blühende Töchter übrig. Eines schönen Morgens verließen beide ihr Haus und begaben sich in ein französisches, römisch-katholisches Kloster, das sich schon lange Mühe gegeben hatte, die beiden vermögenden Erbinnen zu fangen. Vergebens bat die verlassene Mutter ihre Töchter fußfällig, vergebens beschwor sie dieselben, zu ihr zurückzukehren und ihre alte Mutter in ihrem Alter und Unglück nicht so allein zu lassen — vergebens!

Ihre Töchter kannten sie nicht mehr, sie kannten jetzt nur noch eine Mutter, die römisch-katholische Kirche. Nachdem die beiden jungen Mädchen das Noviziat bestanden hatten, ließen sie sich als Nonnen in den Orden der Barmherzigen Schwestern aufnehmen. Die alte Mutter blieb mit gebrochenem Herzen allein in ihrem öden Hause. Nur eine einzige Freundin war ihr darin geblieben, eine alte Dienerin. Mit dieser lebte sie nun seit mehreren Jahren einsam in ihrer Wohnung.

— „Wie kann man nach solchem herzzereißenden Kummer noch leben?" — fragte ich fast verwundert. Ich wunderte mich aber noch mehr, als ich in Athen die alte siebzigjährige hartgeprüfte Mutter kennen lernte und in ihrem bleichen Angesicht — so bleich, als hätte der Tod sie angehaucht — den Ausdruck des Friedens und zuweilen ein Lächeln sah, welches zeigte, daß sie noch heiter sein konnte. Das schmiegsame Rohr hatte sich unter dem Sturm gebeugt und war dadurch vor dem Zerbrechen bewahrt worden. Mrs. L** hatte mich früher auf ihre Besitzung auf Euböa zu sich eingeladen, und wenn ich nicht in Santa-Maria, am Strand von Paros, hätte solange liegen müssen, so wäre ich dieser freundlichen Einladung auch gern nachgekommen. Allein nun war die Jahreszeit zu weit vorgerückt und meine Reisepläne gestatteten keinen längern Aufenthalt auf Euböa. Ich fand nun, daß dies ein Glück für mich gewesen war, denn auf meiner Rückreise von Thessalien, im Hafen von Oreos bei Euböa, kam Frau L** zu uns an Bord, durch die Rothe Ruhr und durch die große Sterblichkeit in der ganzen Umgegend von ihrem Gute vertrieben. Sie hatte ihre alte treue Dienerin bei sich, die aber, wie es schien, tödlich krank war. Ihre einzige Hoffnung auf deren Wiederherstellung beruhte auf einem Wechsel der Luft und des Aufenthaltsortes, und deshalb brachte sie dieselbe jetzt nach Athen und pflegte und wartete sie mit einer wahrhaft rührenden Innigkeit.

— „Wenn ich dich verlöre, Mary, so hätte ich niemand weiter auf der ganzen Welt, das weißt du!" — sprach sie.

Wohlan, diese so hartgeprüfte alte Frau, diese Mutter mit dem gebrochenen Herzen besaß noch Kraft und Liebe für ihre Mitmenschen. Sie widmete sich den Kranken an Bord und bemühte sich, denselben die kleinen Dienste zu leisten, die man nur von einer Dienerin verlangen kann. Wunderbare und schöne Kraft in dem frommen kindlichen Sinn!

Ebenso wenig war aber auch ihr Gemüth schönen und heitern Vorkommnissen verschlossen, die ihr begegneten. Sie vermochte dieselben zu bemerken und beinahe zu genießen. Aber wie der Stein des Sisyphus fiel wieder und immer wieder der Gedanke an die Härte ihrer Töchter, besonders der einen, welche der Liebling ihres Herzens war, gegen ihre alte Mutter, schwer auf das Herz.

— „Einmal" — erzählte sie mir — „sah ich, schon vor vielen Jahren, in Rom die Einkleidung einer Nonne mit schwarzer Ordenstracht mit an. Da saß neben mir ein alter Mann, der so bitterlich weinte, als ob ihm das Herz brechen wollte. — «Sie sind gewiß nahe verwandt mit diesem jungen Frauenzimmer, Signore?» — fragte ich ihn theilnehmend. — «Ich bin ihr Vater», antwortete er mir, «sie ist mein einziges Kind. Nun bin ich ganz allein in der Welt.» — Und dabei flossen seine Thränen von neuem. Ich mußte mit ihm weinen, aber ich ahnte damals nicht, daß ich einstens ebenso würde weinen müssen wie er, daß mein Schicksal künftig ganz und gar dem seinigen gleichen würde."

Die arme Miß L** weinte auch, aber sie weinte wie ein Wesen, das nur noch wenig Thränen übrig hat. Und am Abend vermochte sie wieder zu lächeln, als eine zärtliche Großmutter ihren großen vierzehnjährigen Enkel unter der Rubrik „Kind" auf das Sofa einer Dame gebettet hatte. Wir protestirten dagegen, aber vergebens. Wir mußten die Sache dem Schiffslieutenant anzeigen,

der sehr kurzen Proceß machte und den jungen Herrn zu den Passagieren der zweiten Klasse schickte, zu denen er auch sammt seiner Großmutter gehörte.

Unter die nothwendigen wichtigen Reformen auf der Aumonia würde auch die Feststellung und für alle Passagiere zugängliche öffentliche Bekanntmachung einer Taxe für die Speisen an Bord gehören. Diese werden sonst von dem Cameriere ganz beliebig gerechnet, wie denn der letztere jetzt bei einer Gelegenheit eine Portion Reis mit zwei Sardellen ebenso hoch anrechnete, wie das gewöhnliche Frühstück mit mehreren Fleischgerichten, nämlich vier Drachmen. — „Denn der Koch" — sagte er — „hat ja Vorbereitungen dazu treffen müssen" — nämlich eine Portion Reis kochen.

Daß man in Gemäßheit der gedruckten öffentlichen Bekanntmachung Gegenstände, welche man auf der Aumonia zurückgelassen hat, wiedererlangen könnte, wenn man sie innerhalb der nächsten 24 Stunden anmeldet und zurückverlangt, scheint zu den Illusionen dieser Welt gerechnet werden zu müssen.

Seit mehreren Tagen wieder in Athen, freue ich mich darüber, mehrere neue Häuser zu sehen, die in dem zum größern Theil neugebauten Stadttheil unter dem Lykabettos in diesem Sommer angefangen worden sind und nun fertig dastehen, ein jedes mit seinem kleinen, reinlichen Hof (Aula) und darin ein Brunnen mit grünen Gebüschen und Bäumen. Die Griechen sind Meister in der Einrichtung dieser zierlichen kleinen Plätze, und die Bäume wachsen mit wunderbarer Schnelligkeit auf denselben, sobald sie gepflanzt worden sind. Aber die Wege hier herauf sind fast lebensgefährlich für Pferde und Menschen, welche dieselben mit Wagen passiren. Die Trockenheit ist entsetzlich und der Staub erhebt sich in dichten Wolken; wenn man auf diesen Wegen geht, wirbelt der Staub um die Füße. Nur in dem Park der Königin ist es noch grün und wandert sich lieblich darin.

Die alte Großmutter unsers Hauswirthes starb vor einigen Tagen. Drei Frauen sangen und klagten an ihrer Leiche. Eine von diesen, die im Verlauf dieses Sommers ihre Tochter verloren hatte, sang unter anderm: — „Sage meiner Tochter, meiner geliebten Tochter, wie sehr ich sie in meinem Hause vermisse!“ — Zu Häupten der Entschlafenen brennt im Grabgewölbe eine Lampe, welche vierzig Tage hindurch brennend erhalten wird, damit die Seele der Abgeschiedenen ihren Weg finden möge, wenn sie das Grab verläßt. Eine traurige Vorstellung von dem Zustand der Seele nach dem Tode!

Im Osten sieht es finster und drohend aus. Der Halbmond ist im Untergehen begriffen, scheint aber in Blut untergehen zu wollen. Die Christen in Konstantinopel denken bereits an Flucht. Ich habe Briefe von dem jungen Prediger bei der schwedischen Gesandtschaft daselbst empfangen, die voll Unruhe um seine junge Gattin sind. Man fürchtet neue Metzeleien. In Athen sind die Blicke zwischen der Türkei und Italien getheilt. Die Theilnahme für einen glücklichen Erfolg Garibaldi's ist allgemein, ebenso der Unwille gegen den Papst und gegen den König von Neapel. Man wünscht den beiden letztern nichts Gutes. Im Innern Griechenlands gärt die gewöhnliche Unruhe, man ist unzufrieden mit dem Ministerium, mit dem König, mit — ich weiß selbst nicht, womit. Manches in dieser Unzufriedenheit möchte seine Berechtigung haben; aber sehr vieles davon hat weniger reine Ursachen. Der Geist unter den Studirenden zu Athen soll nicht der beste sein. Eigene Vortheile und Annehmlichkeiten bilden die Spitze ihrer Bestrebungen. Aeußere Vergrößerung für den Privatmann, wie für den Staat, scheint das einzige Ziel der Griechen zu sein. Allein damit gewinnen sie nicht viel. Die Kammern werden in kurzer Zeit zusammentreten und sollen sehr oppositionell gesinnt gegen die Regierung sein.

Wir haben für die Abende unser hübsches Vorlesen wieder aufgenommen, lesen Bunsen's Bibelwerk, die Ge-

schichte des alten Griechenland von Grote — vortrefflich in ihrer Art als Schilderung des griechischen Staatslebens — und machen dazwischen Ausflüge in alle innere und äußere Reiche der Welt mittels französischer, deutscher und englischer Journale und Zeitschriften. Und an jedem Morgen frühstücke ich Feigen aus dem Garten des Sokrates.

Gestern fand in der englischen Kapelle eine Trauung statt, die für Athen ungewöhnlich war. Die Tochter des hiesigen österreichischen Consuls verheirathete sich mit einem Griechen und wurde mit demselben von dem englischen Prediger Mr. Hild nach dem Ritus der englischen Kirche getraut. Die anwesenden Griechen sprachen sich mit großer Befriedigung über diesen einfachen, kurzen und doch so kräftigen Act aus, im Gegensatz zu dem ermüdend langen und ausgedehnten Trauungsact, der in ihrer Kirche gebräuchlich ist. Sie sagten: — „Wir müssen euch in dieser Beziehung näher kommen! — Allein nicht blos hierin haben die Griechen Sympathien mit der evangelischen Kirche. Sie geben der letztern entschieden den Vorzug, während sie gegen die römisch-katholische Kirche und deren Ansprüche, besonders gegen das Papstthum, einen abgesagten Widerwillen hegen.

Am 14. October.

Der Herbst kündigt sich an. Starke Gewitter haben die Luft und die Erde in diesen Tagen erfrischt, der Staub hat sich gelegt, das Wetter und die Promenaden sind reizend. Die herabhängenden Terebinthenbäume längs der Boulevards mit ihren langen feinen weißen Blütentrauben stehen in der schönsten Blüte und haben junges Laub von der reizendsten hellgrünen Farbe getrieben. Die Sphinx Stellaturus schwingt sich lustig durch die offenen Fenster herein und surrt im Zimmer umher, gleich einem Kolibri, alles umschwebend, was glänzt, Blumen oder goldene Rahmen; kein Augenblick, in welchem man

das Surren des kleinen buntfarbigen Geschöpfs nicht um sich her vernimmt, welches uns verkündet, daß die Hitze des Sommers vorüber und daß der Herbst gekommen ist; eine hier in jeder Weise angenehme Botschaft.

Am 20. October.

Ein langes weißes Gebäude mit der Physiognomie einer Fabrik, in der Nähe eines Olivenwaldes auf der Ebene von Athen, hat schon seit längerer Zeit meine Augen auf sich gezogen, gewissermaßen wie eine Erinnerung, daß ich es besuchen möchte. Das ist auch mein Vorsatz gewesen, und heute habe ich denselben ausgeführt.

Dieses Gebäude enthält eine Seidenspinnerei, welche, außer einer zweiten in Piräus, die einzige in ganz Griechenland ist. Da mehrere mit der Spinnerei im Zusammenhang stehende Gebäude auf diesem Platz sich befinden, gelangten wir nicht sogleich zu dem Hauptgebäude; was uns aber endlich den Weg zu diesem zeigte, war der Gestank, welcher von demselben ausging. In der Nähe des Hauses und in dem dazu gehörigen Hofe war alles so unordentlich und unreinlich, wie möglich.

Zweihundert Mädchen in dem Alter von zehn bis zu zwanzig Jahren saßen in langen Reihen in den Spinnsälen; jede hatte ihre Schale mit beinahe kochendheißem Wasser vor sich stehen, in welchem sie die Seidenfäden der Cocons auflösten, welche sie dann in Verbindung mit einem Rad der Maschinerie setzten, das diese Fäden schnell in umfängliche glänzende Gewebe aufwickelte. Da ich schon früher einmal, während meiner Reise auf Sicilien, das hierbei beobachtete Verfahren beschrieben habe, so will ich jetzt nur wiederholen, daß diese Arbeit, die fast wie ein Spiel aussieht, doch ebenso mühsam als ungesund wegen der heißen Temperatur des Wassers, in welchem die Arbeiterinnen ihre Finger halten müssen, und wegen des heißen Dampfes ist, den sie daraus einathmen müssen,

während sie von morgens 6 Uhr an bis nachmittags halb 6 Uhr hier sitzen; denn der Gummistoff, der die Seidenfäden um die Cocons zusammenhält, löst sich nur bei einem Wärmegrad nahe an Hundert auf. Im übrigen ist die Arbeit nicht schwer, und der Vorsteher zeigte mir ein paar zehnjährige Mädchen, die täglich ein größeres Pensum lieferten, als Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren. Ich kann jedoch nicht behaupten, daß die jungen Arbeiterinnen kränklich ausgesehen hätten. Allein einen recht traurigen Eindruck machte der Ausdruck und die moralische Haltung, die ich an ihnen wahrnahm, und die beide in hohem Grade ausgelassen und auch frech waren. Sie glichen in Kleidung und Benehmen mehr Menschenlumpen, als vernünftigen Geschöpfen. Während wir langsam durch die langen Reihen der Arbeiterinnen gingen, lachten sie und machten allerlei höhnische Bemerkungen darüber, daß wir nicht einmal soviel Einsicht hätten, ihnen ein Trinkgeld zu geben. Dazwischen stimmten sie einen Gesang an, der so roh und unharmonisch klang, wie ich jemals in dem unmusikalischen Morgenland gehört habe. Sie verdienen an Tagelohn von 1 Drachme und 10 Leptas bis zu 1 Drachme und 50 Leptas.

Ebenso viel wird auch den ältern Frauen bezahlt, die in einigen Stüben über der Spinnerei mit dem Aussuchen der Cocons und mit dem Abtheilen derselben in verschiedene Klassen beschäftigt werden. Die Anstalt hat ein bedeutendes Lager von Cocons aus allen Theilen Griechenlands und auch aus türkischen Provinzen. Die besten kommen aus dem Thal Eurotas. Sie sind klein und grau. So auch die von den Inseln Andros und Tinos. Ein Theil der Cocons war wegen seiner Größe merkwürdig. In diesen großen Cocons findet man stets zwei, zuweilen auch drei Larven wie en famille eingesponnen. Aber die Seide, welche sie geben, ist grob.

Die fertig gesponnene Seide wird von hier aus in großen Packkisten nach Lyon geschickt, wo die französische

Induſtrie ſie ihrer letzten Verwandlung in glänzende Stoffe zur Erhöhung der Pracht in den Salons und zur Vermehrung der Schönheit bei den Schönen unterwirft. Und deshalb muß der kleine Seidenwurm ſpinnen und ſterben. Doch nicht blos deshalb, ſondern um Millionen Menſchen Arbeit und Brot zu geben. Aber „der Menſch lebt nicht von Brot allein!“ Dieſe Worte ſollte man den Männern zurufen, welche die Spinnerinnen bei dieſen Menſchenanhäufungen benutzen und darin die Arbeit des Seidenwurmes fortſetzen laſſen, auch des Sonntags fortſetzen laſſen! Dies iſt jedoch nicht zu tadeln, ſolange es hier keine Sonntagsſchule gibt; denn die Spinnerinnen würden wahrſcheinlich, wenn ſie am Sonntag frei wären, etwas Schlimmeres vornehmen als ſpinnen.

Dieſe Gedanken konnte ich nicht unte drücken, als ich ihr Ausſehen und Gebaren betrachtete, während ſie nach dem Schluß der Arbeitszeit die Spinnerei verließen.

Wie ganz anders ſind die Baumwollenſpinnereien in den Fabriken Nordamerikas! Die armen Kinder! Mögen diejenigen, welche ſie des Gewinnes halber benutzen, doch daran denken, daß dieſelben beſtimmt ſind, etwas anderes zu werden als ſpinnende Larven, daß ſie in dieſem Zuſtande nicht bleiben können, und daß ſie entweder etwas Beſſeres oder auch etwas weit Schlimmeres werden müſſen!

Dieſe Seidenſpinnerei, die mehrere Beſitzer gehabt und früher nicht die beſten Geſchäfte gemacht hat, ſoll ſich gegenwärtig ſehr wohl befinden.

Wir gingen von da in eine Oelfabrik, die ſich in demſelben Hofe befand. In dieſer werden Oliven gepreßt und geben ihr klares Oel, während die ausgepreßten Schalen in dicke feſte Kuchen gebracht werden. Aber Maſchinen und Menſchen ſind in Griechenland einander noch fremd; und in der Oelfabrik, wie in der Seidenfabrik, vermißte ich das, was eine Fabrik achtungswerth macht: Reinlichkeit, Ordnung und Sorgfalt für das Arbeitslokal wie für das Arbeiterperſonal.

Am 23. October.

Der Mond steht vollbereit in seinem ersten Viertel, das Wetter ist so herrlich, wie man es nur wünschen kann, und morgen frühzeitig trete ich mit meinen Freunden, Hansens und deren Schwestersohn, meine letzte größere Ausflucht in Griechenland an. Und wohin anders sollte diese gerichtet sein, als nach dem ältesten und bedeutendsten Orakel von Hellas, nach dem Ort, an welchen früher alle Völker, welche die hellenische Sprache redeten und Theil an hellenischer Bildung hatten, innerhalb wie außerhalb Hellas, wallfahrteten, um Rath, Hülfe, Licht oder Trost bei Apollo, dem Gott des Lichts und der Bildung, zu suchen — nach Delphi?

Dreiundvierzigste Station.

Ein Abend bei Korinth. Eine griechische Erbin. Wechselndes Glück mit dem Wetter. Schöne Morgenreise. Der heilige Hain. Delphi mit seinen Quellen und seinem Tempel. Das Orakel. Das Amphiktyonengericht.

Delphi, am 25. October.

Der allerbeste Mensch kann seine Launen und zuweilen auch schlechte Laune haben, besonders wenn er von lebhafter Natur ist. Allein dann gehen sie auch bald vorüber, und das Bedürfniß, die unangenehmen Eindrücke wieder zu verwischen, welche durch sie hervorgerufen worden sind, erzeugt in einer solchen lebhaften Natur eine verdoppelte Herzlichkeit, einen sozusagen zwiefachen Sommer für alle ihre Umgebungen. Das Klima von Griechenland gleicht einer solchen menschlichen Natur. Ich habe nirgends ein günstigeres und sonnenreicheres gefunden, und im Vertrauen darauf wagte ich, obgleich es schon spät im Herbst war, eine Reise nach Delphi und nach dem Parnaß anzutreten. Die Tage vor dem 24. October waren vollkommene Schönheiten, und der Mond war im Zunehmen begriffen. Aber gerade in der Nacht zum 24. October begann der Wind am Lykabettos zu heulen; uns als wir uns beim ersten Morgengrauen nach Piräus begaben, zeigte sich ein trüber Himmel über dem Hymettus, und die Luft war kalt und unangenehm. Aber — „alles

wird nicht zu Regen, wenn es auch grau aussieht!" — tröstete Frau Hansen. Und als wir in Piräus an Bord des griechischen Athmodon stiegen, sahen wir, daß die Ränder der grauen Wolken von der aufgehenden Sonne vergoldet wurden. Aber andere graue Wolkengestalten stiegen aus dem Meere empor, dessen Wellen dunkel mit weißschäumenden Spitzen wogten. Die Stimmung des Wetters sah äußerst zweifelhaft aus. Sollte denn meiner Reise nach Delphi keine Sonne scheinen? Dann wäre es freilich besser gewesen, daheim zu bleiben. Aber als wir um die Insel Salamis fuhren, auf welcher Solon geboren und seine Asche zerstreut wurde, um die Insel, an deren Küste Hellas seinen ersten ehrenvollen Kampf mit Asien*) kämpfte und seinen ersten großen Sieg erfocht, da brach der alte Helios hervor aus dem Verschluß der Wolken und warf seine goldenen Strahlen über diesen erinnerungsreichen Boden. In freundlichem Grün glänzten die Uferhügel und Gebirgsklüfte, mit hellgrünen Aleppo-pinien- und Terebinthenbüschen, sowie mit Olivenbäumen bewachsen. Salamis sah von dieser Seite wie eine schöne und fruchtbare Insel aus.

Wir hatten den Wind hinter uns, d. h. im Nordosten, empfanden deshalb nur wenig Unangenehmes von ihm, und fuhren in gerader Richtung nach Süden, während wir fragende Blicke zu dem aufs neue trübe werdenden Himmel empor richteten. Um 11 Uhr vormittags waren wir in Kalamaki, wurden in einem kleinen Boot ans Land geschaukelt und ergötzten uns damit, aus dem Fenster des Zollhauses eine Weile zuzusehen, wie die Passagiere auf dem Byzantis, wol zwei- bis dreihundert Männer und einige wenige Frauen, ihr Gepäck aus dem Dampfschiff in kleine Böte, aus diesen hinauf ans Ufer und vom Ufer auf Esel, Pferde oder große Reisewagen schafften, die zu deren Empfang bereit standen. Dies geschah nicht ohne großes

---

*) Im Jahre 480 v. Chr.

Lärmen und Schreien und, wie in Griechenland gewöhnlich, unter heftigem Gesticuliren, aber ohne Streit, ohne Gehässigkeit und ohne Unbescheidenheit. Die chaotische Verwirrung löste sich in Frieden und in guter Laune, und hochbelastet mit Koffern, Mantelsäcken und Menschen zogen Thiere und Wagen auf dem Wege über den Isthmus ab.

Eine Stunde später folgten wir ihnen in einem Omnibus, denn die neue Gesellschaft für griechische Dampfschiffahrt hat auch angefangen, Verbindungen zu Lande vermittelst Diligencen und Omnibuswagen einzurichten, und einer von diesen Wagen brachte uns über den Isthmus nach Neukorinth. Obgleich der Isthmus auf diesem Wege etwas mehr Abwechselung von Höhen und Wald, und auch etwas Anbau darbietet, als die Gegend näher nach dem Peloponnes, so ist sie doch eine traurige Wüste im Vergleich mit dem, was sie zu der Zeit war, als Poseidon's Tempel dort stand und die Isthmischen Spiele ein Jahr ums andere oder in jedem dritten Jahr die Völker Griechenlands zu gemeinsamen Geschäften und Festen zusammenriefen. Damals lief eine befestigte Mauer über die Landzunge von dem Saronischen bis zum Korinthischen Meerbusen. Was aber gegenwärtig hier nothwendig ist, das ist nicht eine neue Mauer, sondern eine Eisenbahn. Man würde dann in zehn Minuten einen Weg zurücklegen können, zu dem man jetzt mit dem Omnibus fast zwei Stunden braucht. Hier und da waren bewaffnete Wachtposten aufgestellt, wie ich vermuthe zum Schutz der Reisenden gegen etwaige räuberische Anfälle. Schön ist der Blick nach dem Korinthischen Meerbusen, und nach dessen Strand von der Höhe des Isthmus auf Neukorinth, am Strand des Meerbusens, ist eine Stadt im Beginnen, die sich auf eine Weise ausbreitet, welche zeigt, daß sie eine bedeutende Stadt werden will. Sie hat eine große Menge Häuser im Bau begriffen, aber nur sehr wenige fertig gebaut. Ueber die Anlegung der Stadt an dieser Stelle, nach der Zerstörung der höher oben gelegenen

alten Stadt durch das Erdbeben im Jahre 1856, habe ich schon bei meinem frühern Besuch derselben gesprochen. Die zunehmende Ausfuhr der Korinthenrosinen infolge des neuen Handelsvertrags mit England hat der Anpflanzung dieser Traubenart an der ganzen südlichen Küste des Meerbusens, der Küste von Achaja, neues Leben eingeflößt und den Städten desselben, Vostiza, Patras u. s. w. einen schnell zunehmenden Wohlstand verliehen. Neukorinth hat auf seinem neuen Platz am Meerbusen die schönsten Aussichten. Gegenwärtig ist die Stadt noch ohne Schönheit und für den Touristen ohne weiteres Interesse.

Wir ließen uns am Strand bei einem kleinen Kaffeehaus nieder und erfrischten uns — nicht mit dem entsetzlichen griechischen Kaffee, einer Mischung von Kaffeesatz und Zucker, sondern mit Weinlimonade, die wir uns selbst zubereiteten und zu der wir vortreffliches Weizenbrot hatten. Hierbei den schönen vor uns liegenden Meerbusen immer ruhiger, immer mehr himmelblau werden zu sehen, die großen Berge auf der andern Seite, den Kithäron und den Helikon vor dem erwärmenden Sonnenlicht ihre Wolkenkappen ablegen und auch die hohe Kuppel des Parnaß im Nordwesten aus den Wolken hervorschimmern zu sehen und darin die Verheißung eines schönen morgenden Tages zu lesen, das war für mich mehr als Wein und Brot, mehr als alle korinthische Herrlichkeit. Mitten in dem lichtblauen Meerbusen lag das griechische Dampfschiff Karteria, das uns während der Nacht an den Strand von Delphi bringen sollte. Am Meeresufer, in unserer Nähe, lagen Seeleute und griechische Inselbewohner, die sich auf Lagerstätten aus weichem Seetang sonnten und, gleich uns, den Abend erwarteten, um an Bord des Dampfers zu gehen. Ihre rothen Mützen und malerischen Trachten schimmerten fröhlich gegen den hellblauen Meerbusen.

Unser kleines nordisches Quartett begab sich während des Nachmittags nach dem alten Korinth, damit der junge Theodor die Stadt und deren Akropolis in der

Nähe sehen möchte. Ich habe von deren Ruinen, von den Säulen, die noch von ihrem alten Tempel übrig sind, und mehrerem andern, was zur alten Stadt gehört, schon früher gesprochen und also darüber nichts Neues hinzuzufügen, als daß wir uns jetzt einige dieser Erinnerungen aus der Vorzeit kauften, ich einen allerliebsten kleinen Kinderfuß von Marmor, auf einem Piedestal von demselben Stein stehend, für mich eine rührende Spur des Lebens, wie es früher hier war, und des Lebens, welches von neuem beginnt.

Ich habe schon, als ich früher in Korinth war, einige romantische Episoden aus dessen ältester Geschichte mitgetheilt. Heute will ich etwas aus der neuern Geschichte Korinths mittheilen, das den Beweis liefert, daß der romantische Geist Korinth noch nicht verlassen hat und daß dessen Frauen gegenwärtig eine Schönheit besitzen, welche edler ist als die seiner frühern Hetären Lais und Genossen.

Während des Freiheitskrieges war ein Theil von Korinth und seiner Umgebung in dem Besitz einer griechischen Familie, und ein bedeutender Theil dieser großen Besitzung gehörte einem jungen, schönen, vater- und mutterlosen Mädchen aus dieser Familie. Man nannte sie die schöne Helena.

Schon in ihrer Kindheit war sie mit einem ihrer Cousins verlobt worden, einem Mann, der viel älter war als sie; und von ihrer Kindheit an war dieses vater- und mutterlose Mädchen der Gegenstand eines Bruderzwistes gewesen, nämlich zwischen ihrem verlobten Bräutigam und dessen jüngerm und schönerm Bruder. Sie raubten sich dieselbe abwechselnd aus ihren befestigten Schlössern; und ehe noch die schöne Helena funfzehn Jahr alt war, war sie schon siebenmal entführt worden. Auch andere junge Männer Griechenlands trachteten darnach, diese reichste Erbin Griechenlands zu gewinnen. Unter diesen befand sich auch ein nichts weniger als schöner,

unansehnlicher, aber ehrgeiziger Jüngling. Um sich dem jungen Mädchen zu nähern, nahm er Dienste in der Truppe ihres Bräutigams, unter der er sich bald als einen Spieler und als einen Menschen von schlechten Sitten bekannt machte.

Als bei dem Cap Kolias, in der Nähe des Phalerus, jenes Treffen zwischen den Türken und Griechen vorfiel, in welchem die letztern so viele von ihren Tapfern und von ihren philhellenischen Verbündeten verloren, wurde dieser Jüngling mit vielen andern gefangen.

Jeder Türke, der einen Mann gefangen hatte, bekam für dessen Kopf von dem commandirenden General fünf Goldpiaster. Der türkische Reiter, welcher den mehrerwähnten Jüngling gefangen hatte, hatte diese Bezahlung erhalten, und der letztere war mit hundert andern Gefangenen aufgestellt, damit ihnen die Köpfe abgeschlagen würden, welche als Geschenk für den Sultan nach Konstantinopel geschickt werden sollten. Da langte bei dem türkischen Pascha eine Summe von 20000 Piastern von dem Bruder des Jünglings auf Syra als Lösegeld für den Gefangenen an. Der Pascha versprach den Jüngling zu entlassen. Der Reiter, welcher ihn gefangen hatte, mußte seine Einwilligung zu seiner Befreiung ebenfalls geben, wie sehr ihn dies auch verdroß. In dem Moment, wo er sein Opfer aus seinen Händen sich entgehen sah, sprach er zu demselben: — „Ich muß doch ein Andenken von dir haben!“ — Und bei diesen Worten hieb er ihm ein Ohr ab. Darauf sprach er weiter: — „Ich habe mein Versprechen gebrochen und das ist schlecht, aber das kann nicht ungeschehen gemacht werden und ich kann mich nicht unschuldig machen. Ein Ohr von dir habe ich; darum ist es gut, daß ich mir das andere auch nehme!“ — Und damit hieb er ihm auch das andere Ohr ab.

Als der unschöne, unansehnliche Jüngling sich der schönen Helena wieder zeigte, geschah es natürlich ohne Ohren. Wer sollte nun geglaubt haben, daß ihm dies

in den Augen des jungen Mädchens einen Vorzug verschaffen könnte? Und doch war dies der Fall. Helena, deren Herz von den Seufzern so vieler schöner und wackerer Jünglinge für sie ungerührt geblieben war, erhörte die Seufzer des kleinen Mannes ohne Ohren und reichte ihm, gegen den Rath aller ihrer Freunde, ihre Hand. Ihr früherer Verlobter war bei dem Cap Kolias gefallen, sie war nun frei und wurde die Gattin des ohrenlosen Jünglings.

Sie war, wie ihre Freunde ihr vorausgesagt hatten, unglücklich in ihrer Ehe. Einige Jahre nach ihrer Verheirathung wurde sie von einer ihrer Freundinnen gefragt: — „Wie konntest du, die du unter so vielen bessern Männern zu wählen hattest, gerade diesen nehmen? — Was sahest du denn an ihm, das dich so entzückte?"

— „Ich weiß es nicht" — antwortete sie niedergeschlagen —, „ich glaube, daß es die Ohren gewesen sind!"

Rührender Ausdruck eines weichen Herzens, einer bessern Behandlung werth! Diese Weichheit des Gemüths ist, wie ich habe sagen hören, ein Charakterzug der griechischen Frauen. Das ist allerdings eine schöne Anlage, die aber sehr sorgfältig ausgebildet werden muß, um nicht in einen Fehler auszuarten.

Von der Höhe des alten Korinth genossen wir die schöne Aussicht über den Meerbusen und über die Berge, welche denselben umgeben; allein die untergehende Sonne nöthigte uns bald, wieder hinab an den Strand zu eilen. Die Sonne ging in dunkelgrauen Wolken unter, und ein heftiger und kalter Wind fing an zu wehen, der immer heftiger und immer kälter wurde. Als wir hinunter an den Strand kamen, hatte sich ein vollkommener Sturm erhoben. Der soeben noch himmelblaue Meerbusen war jetzt schwarz und mit weißschäumenden Wellen bedeckt. Unser Gepäck war bereits an Bord gebracht worden, und kein Boot am Ufer zeigte sich. Es war sehr dunkel, denn der Mond vermochte sich keinen Weg durch die Wolken zu bahnen. Einige

Bootsleute erboten sich zwar, uns ein Boot zu schaffen; allein sie verlangten mit jedem Augenblick einen höhern Preis dafür. Ein außerordentlich einnehmender und artiger junger Grieche auf dem Comptoir der Dampfschiffahrts-gesellschaft that alles, was er konnte, um uns Beistand zu leisten, und es gelang ihm endlich mit Hülfe des Eparchen in der Stadt, uns ein Boot und die nöthigen Ruderer zu verschaffen, die uns bei dem starken Gegen-wind hinaus an das Dampfschiff bringen konnten.

Als endlich unser Boot — und zwar in Bezug auf seine Größe ganz untadelhaft — mit vier Ruderern an der elenden Uferbrücke lag, bereit, uns aufzunehmen, be-leuchtete der Mond ein Schauspiel, entzückend für einen Freund von ungewöhnlichen und bewegten Auftritten, aber erschrecklich für denjenigen, welcher Lärm und Gedränge verabscheut. Das Boot, welches wir gemiethet hatten, wurde mittels eines Taues an der Brücke festgehalten, während die vier Ruderer es mit ihren Rudern den Wellen gegenüber festzuhalten suchten, die es wieder und immer wieder gegen die großen Steine am Ufer schleu-derten. Währenddessen füllte es sich auf wunderbare Weise mit Leuten, die nicht wir waren; denn wir standen noch immer auf der Brücke, ohne durch das Gedränge vorwärts zu kommen, und ohne irgendeine Aussicht, uns vor dem Getöse der Wogen und vor dem Lärm und Geschrei des Volks hörbar zu machen. Ich zitterte, halb vor Kälte, halb infolge der Angst, welche sich meiner bei Scenen der Unordnung und des Menschengedränges, wobei ich passiv anwesend sein muß, stets bemächtigt. Endlich kam die Reihe an uns. Ich setzte mich entschlossen auf den Rand der Uferbrücke und ließ mich von den ersten besten Armen, die sich für mich öffneten, in Empfang nehmen. Und das waren ein Paar tüchtige Seemanns-arme. Es rief jemand: — „Bravo!" — und ich saß auf meinem Platz im Hintertheil des Bootes unter einer Menge anderer Leute, aber dennoch bequem. Dann folgte

mir Frau Hansen, nach ihr Herr Hansen, darnach der junge Theodor, und dann, ich weiß nicht wer noch, durcheinander in das Boot hinunterstolpernd und springend, welches bald überfüllt war. Aber noch immer wurde es mittels des Taues an der Landungsbrücke festgehalten, noch immer stemmten die Ruderer sich gegen die Wellen, die das Boot gegen den Strand schleuderten, und dazwischen erscholl von Zeit zu Zeit eine Stentorstimme, welche laut: — „Kyrios Galliopolos!“ — oder einen ähnlichen Namen rief. Es dauerte aber gewiß zehn Minuten, ehe Kyrios Galliopolos kam, und während dieser Zeit wurden wir in der ebenbeschriebenen Weise hin- und hergeworfen. Endlich wurde eine Büchse, darnach ein Paar Beine in Gamaschen, dann ein Paar Arme, schließlich ein Mann und nach demselben ein langer Säbel sichtbar, und wir hatten Kyrios Galliopolos an Bord. Das Tau wurde gelöst, man rief: — „Kalli nykta!“ („Gute Nacht!“) und „Addios!“ — Die vier Ruder wurden hoch gehoben, und wir stürzten uns in vollen Kampf mit den Wellen und mit dem Wind. Die erstern gingen so hoch, daß sie den schwatzhaften lärmenden Passagieren einigermaßen imponirten; wenigstens wurden die letztern nach und nach ganz still. Von Zeit zu Zeit versank das Boot so tief in die Wellen, daß ich nicht begriff, wie es wieder in die Höhe kam. Gleichwol geschah dies, ohne daß wir von den zornigen Najaden mehr als einige Sprühregen zu erleiden hatten, und immer näher leuchtete das helle stille Licht von dem Dampfschiff auf dem dunkeln Meer. Nach einer Viertelstunde hatten wir das Fahrzeug erreicht, und dieselben starken Arme, welche mir hinunter in das Boot geholfen hatten, hoben mich nun auf die befestigte Treppe des Schiffs hinauf, ohne all mein Verdienst und Würdigkeit, und ohne daß ich dem unbekannten Beschützer mehr als „Eharisto!“ zurufen konnte. Oben auf dem Fahrzeug — wie lieblich und wie wunderlich fühlte man sich gestimmt, so mit einem mal aus all dieser

Unruhe in die vollkommenste Ruhe versetzt zu sein; denn die Karteria lag auf dem Wasser dieser stürmischen Bucht ebenso still, als ob sie auf dem Strand gelegen hätte.

In dem hellerleuchteten warmen Salon, in welchem wir fast die einzigen Gäste waren, hatten wir eine neue angenehme Ueberraschung. Ein ältlicher Herr mit schönen griechischen Zügen, feinem lebhaften Wesen, griechischer Mütze und Morgenrock, widmete sich uns mit der angenehmsten Aufmerksamkeit, sorgte für die Damen, als ob er deren Cavalier wäre, und machte uns den Aufenthalt so angenehm als möglich. Wir erfuhren, daß sein Name Soteriades, und daß er die rechte Hand der Gräfin Armansperg während der Zeit gewesen war, da deren Gemahl als Chef der deutsch-griechischen Vormundschaftsregierung am Hofe zu Nauplia und zu Athen repräsentirte. Gewiß ist es, daß ein französischer Hofmarschall nicht mehr Takt und nicht mehr natürliche Courtoisie beweisen kann, als Kyrios Soteriades gegen die Fremdlinge an Bord des griechischen Dampfschiffs entwickelte. Und seine Fürsorge beschränkte sich nicht auf unsern Aufenthalt auf dem Schiffe, sondern er gab uns auch einen Brief an einen guten Cicerone nach Delphi mit, nahm sich unserer korinthischen Preciosa an, um dieselbe nach Athen zu befördern u. s. w. An unserm gemüthlichen Theetisch und in so guter Gesellschaft fühlte man sich versucht, den Sturm da draußen und dessen Drohungen für den morgenden Tag zu vergessen. Aber „sorget nicht für den andern Morgen!“ Unter Sturm und Bekümmerniß schlief ich ein, und als ich am nächsten Morgen in der Frühdämmerung erwachte, lagen wir in dem kleinen Hafen von Itea, im Meerbusen von Galaxidis, am Fuße des Parnaß, und die Luft war still und der Himmel ohne Wolke. Die Höhen des Parnaß waren von der Morgenröthe gefärbt.

Kyrios Soteriades war nicht sichtbar, aber seine freundliche Fürsorge begleitete uns fortwährend und hatte

im Verein mit dem Kapitän uns ein Boot mit Ruderern vom Fahrzeug bereit gehalten, um uns ans Land zu bringen. Bald darnach standen wir am Ufer vor ein paar kleinen Kaffeehäusern, wo wir von ebenso neugierigen als dienstwilligen Männern in Fustanellen umgeben waren. Während Herr Hansen Pferde bestellte und mit den Avojarden über die Reise nach Delphi einen Accord abschloß, sah ich mich um. Vor uns breitete sich eine grünende angebaute Ebene aus, zum größten Theil von einem laubigen Olivenwald bedeckt, der die ganze Gegend zwischen dem Dorf Kryso auf einer hohen Bergterrasse im Osten und der Stadt Salona oder Amphissa, welche weit westlich von uns weiß am Fuß des Berges leuchtete, einnahm. Hinter dem Olivenwald erhoben sich amphitheatralisch große Bergmassen, zur Rechten die von Kirphis, zur Linken die des Parnaß. Zwischen denselben hindurch führte unser Weg nach Delphi.

Am Strand bewegte sich das Volksleben in malerischen Gestalten. Unter den Thieren bemerkte ich auch zwei Kameele. Sie waren von Salona, wo man diese Thierart noch von alten Zeiten her beibehalten hat; aber sie kamen mir klein und dürftig vor, wie ausgeartete Abkömmlinge ihrer hohen asiatischen Stammväter. Die Morgenluft war kühl, aber so rein und lebensvoll, daß sie mir Lust machte, zu tanzen. Bald erhielten wir Pferde und Avojarden. Mir gab man ein schönes weißes Pferd und einen stattlichen Führer mit der Fustanelle bekleidet. Wir führten den Zug an.

Man hat für eine Reise von Athen nach Delphi die Wahl zwischen zwei Wegen; der eine führt zu Lande — $2^1/_2$ Tagereisen lang — durch Böotien und Livadien, der andere zur See auf dem Korinthischen Meerbusen nach Itea, von wo man nur noch drei Stunden Wegs nach Delphi hat. Ich hatte den letztern Weg gewählt, und will dir auch sagen, warum, lieber Leser!

Zuerst, weil ich einen Eindruck von Delphi und seinen

Umgebungen in der Morgenfrische der Reise und des Gemüths haben wollte, bevor der Körper durch beschwerliche tagelange Reisen und — vielleicht — auch schlaflose Nächte ermüdet ist; sodann aber, weil Apollo selbst den letztern Weg hierher gezeigt hat. Das muß ich jedoch erklären.

Einst strandete — so erzählt die älteste Sage von Delphi, in einem Homerischen Gesange aufbewahrt — ein Fahrzeug aus Kreta auf der Rhede von Itea, damals Kirrha genannt; ein Delphin, spielend und in den Wellen sich tummelnd, hatte es dahin geführt. Plötzlich schwang sich dieser Delphin wie ein flammendes Meteor mit einem Glanz, der ganz Krissa erleuchtete und seine Bewohner erschreckte, zu den Bergen empor. Dann schwang er sich wie ein Gedanke wieder herab auf das Schiff und stand dort plötzlich in einen schönen Jüngling verwandelt da, der sich den Kretensern als Apollo zu erkennen gab und ihnen befahl, ihr Fahrzeug ans Land zu ziehen, einen Altar an der Meeresbrandung zu errichten und ihm zu dem Pytho zu folgen. Die Lyra schlagend, zog er vor ihnen her, den Weg hinauf nach Krissa und weiter nach dem Gebirgsthal von Delphi, wo er den Drachen Pytho tödtete und sein Heiligthum gründete.

Und gerade diesen Weg wollte ich einschlagen. Wenn mir aber der alte Helios auf demselben nicht hätte leuchten wollen, und wenn Aeolus die Päße des Parnaß und von Delphi beherrscht hätte, so wäre es sehr unangenehm gewesen. Aber so — wie soll ich die Eindrücke dieses schönen Morgens schildern, als ich auf meinem braven weißen Pferde hinein in den tiefen meilenlangen Olivenwald und dann das Gebirge hinauf nach Delphi ritt?

Wir widmeten den Ruinen von Kirrha am Ufer nur einen flüchtigen Blick, — von dem ruchlosen Kirrha, welches die Pilger auf ihrem Wege nach Delphi beraubte und deshalb auf Befehl des Amphiktyonengerichts zerstört

wurde, das über die Rechte des Heiligthums zu wachen hatte. Wir ließen Salona linker Hand am Fuße des Parnaß liegen und schlugen den Weg nordöstlich nach Kryso ein, das, gebadet von den Strahlen der Morgensonne, auf einem hohen Absatz zwischen den Bergen uns weiß entgegenschimmerte.

Die Ausrüstung der Pferde war hier ganz dieselbe wie in Arkadien; ein Stück Strick um das Maul, ein paar andere Stricke als Steigbügel, plumpe hölzerne Gestelle als Sättel, auf denen wir aber ausgezeichnet bequem saßen, als sie mit Kissen und Decken belegt wurden. Wir ritten zuerst durch Weinland und Gärten, dann in den bereits erwähnten Olivenwald. Der Wind, der vom Gebirge herab ein wenig kühl wehte, war hier gar nicht bemerkbar. Hoch und kräftig in tausendjährigen Stämmen standen rings um uns die schönen Bäume mit üppigen Kronen, ihre zartbelaubten Aeste voll von Früchten ineinander flechtend. Zum ersten mal sah ich einen Olivenwald in seiner idealen Vollkommenheit, nicht blos einzelne schöne Bäume oder dünne Wäldchen, wie in Palästina, nicht in regelmäßigen Anpflanzungen mit verschnittenen Kronen, wie in der Umgegend von Athen, sondern einen Olivenwald so, wie ihn Gott erschaffen hat, in seiner ursprünglichen Schönheit, so, wie er zu der Zeit dagestanden hat, als der Boden Griechenlands voll von Götterstatuen und heiligen Hainen war, so, wie er in den Tagen hier gestanden hat, da Strabo den Wald zwischen Krissa und Salona als den schönsten in Griechenland rühmte. Die tiefen Schatten unter den Kronen dieser hochstämmigen Bäume, die goldenen Sonnenstrahlen, welche hier und da durch dieselben hereinbrachen und weit, weit hinein in diese gewölbten Hallen blicken ließen; das feierliche Schweigen, nur durch das Gezwitscher der kleinen Vögel und durch den dumpfen Schall der Pferdehufe auf dem weichen Boden unterbrochen; die Schönheit und der Frieden dieser Scenerie im Vergleich mit dem stürmischen

Auftritt des gestrigen Tages; die Gefühle, welche der Ort und die Stunde mit sich brachten, — es war fast zu viel für ein kleines Menschenherz. Soviel ist gewiß, daß kein Pilger nach dem Heiligthum Apollo's in der Vorzeit diesen heiligen Wald bei Krissa mit andächtigern Gefühlen hat durchwandern können als ich gegenwärtig, die ich nur die Ruinen dieses Heiligthums besuchen wollte und durchaus gar nicht an Apollo glaubte. Aber ich glaubte an den Gott, zu dessen Vorboten auch er gehörte, und sah den Schatten dieses Ewigen auf meinen Weg fallen. Denn „der Schatten Gottes durchwandert die Natur!" *)

Und dieser Schatten, wie heilig und wie herrlich erschien er hier im Tempel dieses Olivenwaldes! Nur die Fichtenwälder Schwedens und die Buchenwälder Dänemarks lassen sich damit vergleichen. Aber die Hallen des Olivenwaldes gaben Gewächsen von ganz eigenthümlicher Pracht ihren Schutz; hohe goldene Solidagos und üppig blühende Büsche von Agnus Castus glänzten unter dem dunkelgrünen Laubgewölbe und faßten unsere Schritte ein. Die Früchte dieser Bäume waren von einer Größe, wie ich sie noch nirgends gesehen hatte, und wenn die schönen Zweige sich hernieder zu mir bogen, brach ich wol eine oder die andere Frucht, küßte dieselbe aber auch zugleich und benetzte sie mit Thränen der Dankbarkeit, die meine Augen während dieses Morgenrittes nicht verlassen wollten. Der Ritt durch diesen Wald dauerte wol eine Stunde, nach deren Verlauf wir an einen breiten Gebirgspaß gelangten, aus welchem sich der Wald gleich einem Strom über die Ebene zu ergießen schien. Das war das Bett des Flusses Pleistos, welches während des Sommers fast gänzlich austrocknet.

Hier begannen wir auf einem im Zickzack laufenden Wege das Gebirge zu ersteigen. Nach anderthalb Stunden waren wir in dem großen Dorfe Krissa — gegenwärtig mehr

---

*) Linné.

Kryso, d. i. das goldene, genannt —, das mit seinen zahlreichen schönen Häusern, von denen mehrere zwei Stock hoch sind, mitten zwischen seinen Gärten auf breiten Bergterrassen liegt und heiter und reich aussieht. Wir ritten hier auf einen nach der Ebene vorspringenden Absatz des Gebirges hinaus, von wo man einige Ruinen sieht. Die ältesten derselben, nicht schön, aber kolossal, sind Mauern, welche schon vor Homer's Zeit die Befestigung der alten Stadt Krissa an der Stelle ausgemacht haben sollen, wo nicht die senkrecht emporsteigende Felsenwand ein natürliches und uneinnehmbares Festungswerk bildet. Diese Mauern sind aus polygonen (vielseitigen) Steinen erbaut, von cyklopischen Verhältnissen und zum Theil ganz gut erhalten. Im Innern dieser gigantischen Ueberreste steht ein hoher Altar, auch seit uralter Zeit, auf welchem man eine von der Hand der Zeit halb verlöschte griechische Inschrift liest, die der gelehrte Professor H. N. Ulrichs folgendermaßen deutet:

— „Damit er unvergänglichen Ruhm genießen möge, hat Aristos diesen Altar errichtet und der Hera ein Stück Hornvieh, der eigenthumverleihenden Athenä aber ihr Opferthier geschlachtet."

Weiter hinaus auf dem Gebirgsplateau liegen die Ruinen einer Kirche, „der vierzehn Heiligen", welche die Spuren mittelalterlicher Baukunst und kirchlichen Sinnes trägt. Einige ausgezeichnet schöne Fensterbogen mit fein gemeißelten Marmorzierathen sind noch sehr wohlerhalten. Die Kirche, der Altar und die Mauer, sämmtlich innerhalb desselben Kreises, stehen hier als symbolische Erinnerungszeichen von der fortschreitenden Metamorphose der Geschichte und der Cultur.

Wir ritten weiter vorwärts. An rauchenden warmen Quellen, die aus einer Gebirgswand hervorzuspringen scheinen, lagen Frauen aus Krissa, Gewänder waschend und klopfend, und begrüßten uns freundlich, indem wir vorüberritten. Unser Weg führte nun zu immer steiler

werdenden Höhen hinauf, und wurde infolge erbärmlicher Pflasterung und plötzlicher Wendungen ziemlich beschwerlich. Aber mit jedem Augenblick wurde die Aussicht größer und schöner, über die Ebene mit dem Olivenwald, über den Korinthischen Meerbusen, über dessen blühende Ufer und über die peloponnesische Gebirgskette hinter denselben. Immer tiefer unter uns zeigten sich die erstern, immer höher erhoben sich die letztern in verschiedenen Wellenlinien, am höchsten das Hochland von Arkadien mit dem Gebirge Eurimanthus und dem kühnen vielgespitzten Kyllene.

Die Spitze des Parnaß sahen wir aber nicht; denn wir befanden uns jetzt mitten unter den einzelnen Höhen des Parnaß, und diese sind zahlreich und lang, und verbergen, gleich dem Hofstaat eines Monarchen, den Monarchen selbst, wenn man ausgeht, um ihm in seinem Palast persönlich aufzuwarten. Bei allen Wendungen des Wegs im Zickzack behielten wir stets die Richtung nach Norden bei, und hatten hinter uns im Süden stets dieselbe schöne Aussicht. Im Norden erhoben sich die Gebirgsmassen immer steiler und gewissermaßen unbeweglicher, als ob sie uns den Weg versperren wollten. Aber jetzt wanden wir uns um eine links hervorspringende Felsenklippe, und mit einem mal öffnete sich vor uns mitten im Gebirge ein Thal von abgeschlossenem und düsterm Charakter, aber mit einigen Olivenwäldern und grünenden Ebenen, zur Linken aber ein großes Dorf, das wie auf einer Treppe vom Fuße der hohen Felsenwände nach dem Thal herabsteigt. Das ist das Dorf Kastri, auf derselben Stelle, auf welcher früher Delphi lag. Weiter im Norden, hoch über dem Thal, schimmert die weiße Kirche Arachovas sammt dessen Olivenwäldern hervor.

Wir befinden uns jetzt auf einem weiten und ziemlich ebenen Plateau, wenden uns davon ab nach links und folgen dem Wege längs der Felsenwand, welche uns die Aussicht nach Süden verschließt. Wir befinden uns 2000 Fuß über dem Meer und sind auf allen Seiten von Bergen

umschlossen. Das tiefe, olivenreiche Bett des Pleistos durchschneidet das Gebirgsthal in derselben Weise, wie es sich in demselben verbirgt. Wir reiten über Plätze, die nach morgenländischem Gebrauch zum Ausdreschen des Getreides gepflastert sind, lassen eine kleine Kirche, welche unsere Avojarden „Hagios Elias" nennen, zur Rechten, und mehrere Grabgewölbe und Grotten in der Felsenwand, die aus früherer Zeit herrühren, zur Linken. Bald waren wir im Dorfe Kastri angelangt und bekamen dort ein passendes sauberes Zimmer bei einer braven Bauerfrau, deren Haus — nebst einer Gruppe anderer Häuser — grade auf derselben Stelle steht, auf welcher der frühere Apollotempel mit dem Pythischen Orakel stand.

Diese Entdeckung wurde durch die Ausgrabungen gemacht, welche der junge deutsche Archäolog Otfried Müller vor einigen Jahren hier vornehmen ließ, und wobei mehrere bedeutende Ueberreste aus der Vorzeit ans Tageslicht gebracht wurden, darunter eine weiße Marmorwand, wahrscheinlich zu dem Peristil des Tempels gehörig, auf welchem Verzeichnisse der Sklaven eingeschrieben stehen, die zum Dienst des Tempels geschenkt worden sind; denn die freien Griechen kauften und verkauften Sklaven, und der Sklavenmarkt hatte seinen Platz neben ihren Göttertempeln. (Merkwürdig, daß eins der ersten entdeckten Erinnerungszeichen an den Tempel des Apollo zugleich auch ein Beweis von der Barbarei der Verehrer Apollo's war!) Die Ausgrabungen bei Delphi wurden eingestellt, als der junge Müller, der bei starker Sonnenhitze die Inschriften auf dem weißen Marmor abzeichnete, dabei den Sonnenstich bekam und starb.

Was wir jetzt an dieser Stelle sahen, waren außer der erwähnten Wand blos Stücken von Friesen, Triglyphen, Säulen und Kapitälern, theils dorisch, theils ionisch, aus schönem weißen Marmor u. s. w., verstümmelte Zeugen des frühern schönen Tempels, der hier gestanden hat. Ich würde viel darum geben, wenn ich

die Ausgrabungen fortgesetzt sehen und weiter untersuchen könnte, was sie zu Tage bringen. Aber es sind große Summen erforderlich, nur um die Häuser anzukaufen, welche jetzt den größern Theil dieser Stelle bedecken und dann gänzlich niedergerissen werden müßten.

Von diesem Tempelgrunde begaben wir uns in Begleitung des Führers, den uns der Brief des Kyrios Soteriades verschafft hatte, hinauf zu den Phädriaden, den glänzenden, 1000 Fuß hohen senkrechten beiden Felsenwänden, eine Art natürlicher Obelisken von einer hellrothen Steinart, zu deren Füßen das Stadion und das Theater des frühern Delphi und zwei seiner berühmten Quellen gelegen sind. Von den erstern sahen wir nur noch die Grundsteine und einige Treppenstufen; aber die letztern, von den Wolken und von den Bergen genährt, fließen heute noch ebenso reichlich und so frisch wie vor dreitausend Jahren, als sie die heiligen Lorberbäume Apollo's wässerten. Ganz hoch oben liegt Delphusa — nach Ulrich das alte Kerna — mit einer schönen Brunnenwand von gelbweißem parnassischen Stein, aus welcher zwei starke krystallhelle Strahlen in ein Bassin springen und von diesem in Bäche fallen, die sich den Weg hinunter in das Thal suchen. Ringsum standen Frauen aus Kastri, rothe und weiße Gewebe spülend und schlagend, oder Baumwolle auf der Spindel spinnend, während Kinder und zahme Lämmer zu ihren Füßen spielten. Alle diese Frauen trugen um die Hüften ein Stück krapprothes Zeug über einem weißen wollenen Jäckchen, mit schwarzen Schnuren ausgenäht. Auf dem Kopf hatten sie weiße Hüllen zum Schutz gegen die Sonne. Sie sahen aus wie starke gesunde Frauen, einige von ihnen waren sehr hübsch. Hinter diesem Brunnen erhob sich eine schroffe, von der Natur wie ein Alkoven gebildete hohe Felsenwand, oben mit einer Menge goldgelber und weißer Crocus und mit grünem Gebüsch gekrönt, es war ein Bild des Copirens werth!

Etwas weiter unten, näher bei dem Dorfe, kamen wir an die Quelle Kassotis, welche die Herren Archäologen für diejenige halten, deren Wasser durch den heiligen Hain des Apollotempels und durch das Adyton (das Allerheiligste) floß. Die Quelle Kassotis liegt nahe über dem Tempelplatz, und in ihrer Nachbarschaft steht die Kirche Hagios Nikolais, in deren Garten man noch vor einigen Jahren einen (angeblichen) Abkömmling des heiligen Lorberbaumes aus dem Thal Tempe sah. Wir suchten ihn vergebens. Die Quelle Kassotis ist wasserreich und hell, wie die bei Delphusa, und hier wie dort standen Frauen, welche an der Spindel spannen oder große Gewebe wuschen — deren Verfertigung die Industrie der Frauen in Kastri zu sein scheint — umgeben von Kindern, zahmen Ziegen und Schafen, ein ganz hübsches Gemälde bildend.

Von da aus gingen wir auf einem guten, mit grünem Gebüsch und vielfarbigem Crocus gesäumten Wege längs der Phädriaden hinab an die Kastalische Quelle, die ungefähr zehn Minuten weit nördlich von dem Tempelplatze liegt. Wir sahen hier und da leere Grab- und Opfernischen in der Felsenwand, längs deren früher Tausende von Götter- und Heldenbildsäulen standen. An der Kastalischen Quelle bilden die Felsenwände eine Ecke, und in dieser Ecke befindet sich eine Art von Gebirgspforte oder Riesenspalte, aus welcher über Felsenterrassen und Felsblöcke Winter- und Frühlingsströme in einer Höhe von 200 Fuß herabstürzen. Jetzt war sie trocken, und man konnte in ihrem grottenähnlichen Gewölbe hinaufklettern. Diese beiden Felswände, welche eine Ecke bilden, werden Rhodini und Phlempukos genannt. Von diesen steilen Felsen, wie von den Phädriaden, wurden früher Personen herabgestürzt, welche sich gegen das Heiligthum von Delphi durch Tempelraub oder andere Verbrechen versündigt hatten. Auch Aesopus empfing hier seinen Tod auf diese gräßliche Weise, vermuthlich weil seine

scharfe Zunge für den leicht verletzlichen Delphischen Gott zu witzig gewesen war. Am Fuße dieses unheimlichen Berges und dieser düstern Bergpforte ist es, wo die Quelle der Castalia still und silberhell aus mehreren Adern — wie es den Anschein hat — hervorspringt. Scheinbar ist sie nicht so stark und reichhaltig wie die zu Delphusa, aber dennoch ergiebig genug, um ein großes Bassin am Fuße des Phlempukos zu füllen und reichhaltigen Bächen Nahrung zu geben, die weiter unten neue Gewebewäscherinnen und Klopferinnen mit Wasser versehen, und noch weiter entfernt einen türkischen Brunnen speisen, an welchem die Landleute Pferde und Esel tränken. Das Bassin wird gegenwärtig das Bad der Pythia genannt. Dort war es, wo die Pilger, welche die Pythia um Rath fragen wollten, sich reinigen mußten, bevor sie lorberbekränzt in den Tempel des Orakels eintreten durften. So wollte es die Pythia, nach einem alten griechischen Epigramm, dessen Hexameter ich mir die Freiheit genommen habe in Prosa zu übersetzen wie folgt:

„Tritt mit reinem Herzen in den Tempel des lichtvollen Gottes, nachdem du zuvor deine Glieder in der jungfräulichen Quelle gewaschen hast. Ein Tropfen, o Pilgrim, ist genügend, den Guten zu reinigen; aber ein Weltmeer ist nicht ausreichend, die Sünden des Verbrechers abzuwaschen!“

Auch der Fußboden des Tempels wurde an jedem Morgen mit Wasser aus der Kastalischen Quelle besprengt.

Ueber den Ursprung des Namens dieser Quelle ist eine Mythe im Gange, die wenig erbaulich für Apollo klingt, ebenso wie manche andere seiner Liebesabenteuer, welche sein schönes Bild verunstalten. Darum wollen wir hier diese Mythe mit Stillschweigen übergehen. Wir müssen außerdem zu den übrigen delphischen Merkwürdigkeiten eilen, bevor die Sonne allzu brennend wird.

Bevor wir von dem Wasser der Quelle getrunken hatten, das mir eher lau als frisch, und durchaus gar

nicht belebend vorkam, gingen wir weiter auf dem Wege, der sich hier nach dem Pleistos hinabwindet, und an einem jungen Platanenbaum — dem einzigen im Thal von Delphi — vorüber, der ein Ur-Ur-Urenkelkind, ich weiß nicht im wievielsten Grade, von der Platane sein soll, welche einstmals Agamemnon hier pflanzte, als er nach Delphi kam, um die Pythia in Betreff des Trojanischen Kriegs um Rath zu fragen. Auf diesem angenehmen schattigen Wege gelangten wir auf den Platz, auf welchem das frühere Gymnasium auf einem hochaufgemauerten Plateau stand. Von diesem alten Gebäude stehen noch ansehnliche Mauern, und in der Nähe derselben steht ein Olivenwald von derselben ursprünglichen Schönheit, wie der große Wald auf der Ebene mit dem hohen dichten Laubgewölbe, den tiefen Schatten, dem hellen Sonnenlicht von oben herab, den zwitschernden Vögeln, den einzigen Stimmen in diesem stillen einsamen Naturtempel. O, wer sich da eine Hütte bauen könnte, unter diesen uralten Bäumen auf der Terrasse, mit der Aussicht über das Thal von Delphi! O, wer da leben könnte — wenigstens einen Monat!

Ganz nahe bei dem Gymnasiumplatze liegt Hagios Joannes, ein kleines Metochi oder Annexkloster des Jerusalemklosters in Daulis. Ein einziger Klosterbruder hatte seine Wohnung hier, aber er war jetzt abwesend, und wir sahen blos seine armselige schmuzige Zelle. In der Kirche fanden sich mehrere Fragmente antiker Bildhauerei, darunter ein paar schöne Basreliefs, deren eines einen Kämpfer, das andere einen Triumphwagen darstellte; außerdem mehrere Marmorplatten mit langen griechischen Inschriften, und mehrere antike Säulen — eine derselben gerade von oben nach unten gekehrt — welche das Gewölbe und Peristil der Kirche hielten.

Von da aus gingen wir zu der ebenfalls von starken uralten Mauern getragenen Terrasse, Marvaria genannt, auf welcher früher eine Gruppe von vier Tempeln ge-

standen hatte. Unter diesen wird einer erwähnt, der Athenä Pronäa geheiligt, welcher die Pilgrime opfern mußten, bevor sie in das Heiligthum der Pythia eintraten. Jetzt sah man nichts mehr auf diesem Platze als einige Marmorsteine, Stücke von umgestürzten Säulen und kleine Trümmer der alten Tempel, von denen wir einige aufnahmen, weil sie die Spuren von künstlerischer Sorgfalt der Griechen auch in den kleinsten Details der Kunst trugen. Man kann die Stellen unterscheiden, auf denen die verschiedenen Tempel gestanden haben. Sonderbar genug hat man diesen Grund und Boden weder urbar gemacht noch bebaut.

Hier hört der Kreis der Heiligthümer Delphis nach dieser Richtung hin auf, und der Weg biegt sich um eine Felsenwand und führt hinaus aus dem Thal, das sich nach Norden zu öffnet. Unterhalb der Tempelterrasse schließt sich der Boden steil nach dem Flußbett des Pleistos ab. Jenseit desselben erhebt sich das grünbekleidete Gebirge Cirphis, welches im Osten das Thal von Delphi umschließt. Die Sonne fing an entsetzlich heiß zu brennen, und um dem Schicksal Otfried Müller's zu entgehen, eilten wir zurück in unsere Herberge und hielten uns blos eine kurze Zeit auf, um bei Kastri die Masse von Schutt und Steinen zu betrachten, die im verflossenen Winter mit einer Wasserflut, gleich einer Lavine, von den Phädriaden herabstürzte und einen Theil des Dorfes zu begraben drohte. Bei einigen Nebengebäuden machte sie jedoch halt und nahm von da ihren wilden Weg hinunter in das Thal, wo sie noch jetzt ein breites Steinbett bis hinab an den Pleistos bildet.

In unserer Herberge haben wir uns mit Speisen, Getränken und köstlichen Trauben erfrischt, und alte Münzen von den Leuten im Dorfe gekauft, die sich in Menge eingefunden hatten, um uns die von ihnen gefundenen Gegenstände anzubieten. Und nun ruhen wir während der heißesten Stunden des Tages und haben mit Hülfe

einiger guter Bücher uns über das frühere Delphi näher zu orientiren gesucht.

Hier ist es auch, wo ich für dich, mein lieber Leser, einen Theil der Denkwürdigkeiten des frühern Delphi zusammenstellen will. Ich folge dabei dem Cicerone, der mich seit mehreren Jahren und auch ununterbrochen auf dieser Reise begleitet hat, einem Begleiter, der mich nöthigt, unter vielen Gegenständen einige vorzugsweise hervorzunehmen, andere dahingestellt sein zu lassen oder sie in die zweite Reihe zu stellen, und der mir nie Ruhe läßt, als bis ich sie nach einigen gewissen Forderungen meines Geistes geordnet habe, von denen ich mich ebenso wenig losmachen kann wie — von mir selbst. Nenne diesen innern Cicerone: Ohr, Auge, Genius oder Dämon, nenne ihn wie du willst, er ist mein, meine Plage und mein Vergnügen, mein Sporn und mein Friedensspender mein gestrenger Herr und mein lieber Freund — ich muß ihm folgen, und — du auch, d. h. wenn du mir folgen willst.

Hier bei Delphi nöthigt er euch zunächst, weit in der Zeit zurückzugehen, bis zu der Zeit vor der historischen Zeitrechnung, als der Gott des Lichts in dem düstern Gebirgsthal der Phädriaden noch nicht verehrt wurde. Damals wurde hier die Erdgöttin Gäa verehrt. Der Nabelstein Omphalos, der gerade im Mittelpunkt der Erde liegen soll, war ihr Symbol, und der Erddrache oder die Schlange Pythia war ihr Diener, ihr Fetisch, grausam und gefährlich gegen die Menschen, wie es die Natur im Anfang war und, bis zu einem gewissen Grade, auch stets blieb. Damals waren Menschenopfer gebräuchlich unter dem Volk der Hellenen, und schöne Jungfrauen — zuweilen auch Knaben — wurden dem Drachen Python geopfert, um den Zorn der Erdgöttin zu besänftigen.

Aber auf Kreta waren höhere und mildere göttliche Gewalten als Sieger über die alten grausamen Götter aufgetreten, und von Kreta kam eines Tages Apollo, der

Sohn des Zeus, nach Delphi. Wir haben schon erzählt, durch welchen Hokuspokus er sich zu erkennen gab, und wie er bei dem Klange der Lyra den Weg zu dem Gebirgsthal der Phädriaden zeigte, den menschenfeindlichen Drachen tödtete und sein Heiligthum zum Licht und zur Leitung für die Menschen auf derselben Stelle gründete, auf welcher Python sie früher verschlang.

Ich habe nichts gegen die Ansicht der Herren Alterthumsforscher, welche in dieser Mythe eine symbolische Schilderung gewisser Naturereignisse und in dem Drachen Pytho einen Sumpf oder See erblicken, dessen Ausdünstungen die Menschen tödteten und der später von der Sonne ausgetrocknet oder aufgesogen wurde, — falls nämlich diese Herren nicht die ganze Bedeutung der Mythe durch dieses Naturereigniß absorbirt sehen; denn in der Mythe liegt augenscheinlich eine höhere Geschichte, und diese spricht sich vielleicht am besten darin aus, daß der Nabelstein der Gäa in den Tempel Apollo's gebracht wurde, Python aber in Gestalt einer kupfernen Schlange*) der Pythia als Dreifuß dienen und der Durchgang für den Athem der Erde sein mußte, von welchem sie berauscht wurde für Apollo's Dienst. Kurz: die Mächte des Lichts und der Bildung besiegen die der Barbarei und machen dieselben zu ihren Dienern.

Von dem Heiligthum zu Delphi und dem Apollocultus während der Periode, da beide im höchsten Ansehen standen, führe ich folgende Züge an, die ich aus ältern und neuern Schriftstellern geschöpft habe. Bei der Beschreibung des Heiligthums folge ich dem Professor Ulrich, der für seine Person den alten Griechen Pausanias, Plu-

---

*) Der delphische Dreifuß, der auf dem frühern Hippodrom in Konstantinopel zu sehen ist, besteht aus drei durcheinander gewundenen hohlen Schlangen von Kupfer. Ihre Köpfe — die Mohammed II. abhieb — sollen das Fußgestell getragen haben, auf welches die Pythia stieg.

tarch, Aeschylos und mehreren andern treu auf dem Fuße gefolgt ist.

Der vornehmste Eingang zu dem Pythischen Tempelhof war südlich von der Quelle Kastalia. An der Quelle standen zwei prachtvolle Gefäße, eins von Gold und eins von Silber, mit geweihtem Wasser zum Gebrauch der Pilgrime. Damit pflegten sich dieselben wenigstens das Haupt abzuwaschen, bevor sie sich in den Orakeltempel begaben. Der Weg von der Quelle Kastalia und an dieselbe zurück war zum größern Theil mit Kostbarkeiten und Kunstschätzen Delphis, mit Bildsäulen in Bronze und in Marmor, Altären und Thesauren (kleinen Schatzkammern oder Gewölben in der Größe von Cisternen) geschmückt. Noch zur Zeit des Plinius waren bei Delphi 3000 Statuen vorhanden. *) Pausanias erwähnt unter den Denkwürdigkeiten den Stein der Sibylla und einen großen Altar, ein Geschenk der Hetäre Rhadope. Nahe dabei lag eine Stoa (ein Corridor oder eine Galerie), ebenfalls für delphische Kunstschätze. In der Nähe derselben lag das delphische Rathhaus. In dessen Prytaneum stand ein Altar der Hestia mit einem ununterbrochen brennenden Feuer, und nahe bei dem Prytaneum befand sich ein Felsen, auf welchem die Sibylla Herophile ihre Orakelsprüche gesungen haben soll.

Auf dem Platze vor dem Apollotempel stand unter freiem Himmel ein Apolloaltar, an welchem man zu opfern pflegte, und dicht dabei das kupferne Bild eines Wolfs, ein Symbol der wegen einer Blutschuld verfolgten Verbrecher, denen Apollo seinen Schutz gewährt. — „Wölfe" — erzählt die Tradition — „brachten das erste Gold nach Delphi."

Die Mauer, die heilige Peribolus, welche die Heilig-

---

*) Nero allein ließ von da mehr als 400 Bronzebildsäulen nach Rom, Konstantin der Große eine Menge Statuen von Kupfer nach Konstantinopel bringen.

thümer Delphis umschloß, war sehr weit ausgedehnt, und innerhalb derselben befanden sich, außer den Tempeln und deren Gärten, mehrere Wohnungen, die mehr oder weniger im Zusammenhang mit dem Dienst des Tempels oder der Pilgrime standen.

Wir kommen nun zu dem Pythischen Apollotempel, dem Allerheiligsten von Delphi. Dieser war von weißem Marmor mit Verzierungen von Gold, nicht einer der größten, aber ganz gewiß einer der schönsten Tempel in Griechenland. Die Giebel waren mit Bildsäulen der Artemis, Leda, Apollo's, der Musen, des untergehenden Helios, Dionysos und der Thyaden, sowie mit Basreliefs geschmückt, welche die Kämpfe der griechischen Heroen mit den Titanen oder mit Ungeheuern darstellten, wie mit der Lernäischen Schlange, der Chimära, des Python u. a. m. Wappenschilde uud Opfergaben waren an Pfosten vor dem Tempel aufgehangen. Zu dem Tempel stieg man auf Marmorstufen hinan, die hoch genug waren, um auch bequem als Sitzplätze dienen zu können.

Das Innere des Tempels bestand aus drei Theilen: aus dem Vorhause (Pronaos), der Zelle (Naos), und dem Allerheiligsten oder dem Orakelzimmer (Adyton).

In dem Vorhause, welches durch ein Gitter abgeschlossen war, stand eine Bildsäule des Homer, eine silberne Kanne, ein Geschenk des Königs Krösus, und drei goldene Sterne auf einem kupfernen Mast, ein Geschenk der Aegineten aus der Schlacht von Salamis.

An einer Wand des Vorhauses waren, infolge einer Anordnung der Amphiktyonen, die sieben delphischen Denksprüche der sieben Weisen Griechenlands angeschlagen, mit goldenen Buchstaben geschrieben, obenan unter denselben die Worte, mit denen der lichtspendende Gott jeden Eintretenden gewissermaßen begrüßte: „Lerne dich selbst kennen!“ *)

---

*) Gnodi seauton.

Ebendaselbst befand sich auch ein großer Buchstabe von Holz, ein einfaches E, welches ältern und neuern Gelehrten viel Kopfzerbrechen verursacht hat, ohne ihnen jedoch zu einer Erklärung seiner Bedeutung verhelfen zu können.

In der Zelle des Tempels, deren Wände von Andocides, einem Künstler zweiten Ranges, gemalt waren, standen die Bildsäulen des Zeus und Apollo (als Herr des Geschicks und als Verkündiger derselben) und neben denselben zwei Bildsäulen der Moiren (der Schicksalsgöttinnen).

Pausanias sah in der Zelle einen Altar des Poseidon, als des Gottes, der die Quellen aus der Erde hervorspringen läßt, und der neben der Gäa in Delphi verehrt wurde. Da stand auch ein Thron von Eisen, auf welchem Pindar gesessen hat, als er seine Päans (Lobgesänge) auf den Apollo sang. Pausanias erwähnt ferner in der Zelle einen Altar der Hestia mit einem stets brennenden Feuer; — „aber" — fährt er fort — „in das Innerste des Tempels werden nur wenige eingelassen, und dort befindet sich eine zweite Bildsäule des Apollo von lauterm Gold."

In der Nähe dieses Altars, welcher auch der Altar des Vaterlandes (Ara patriae) genannt wurde, war der Eingang zu dem Allerheiligsten oder dem Orakelzimmer.

Dieser Opferaltar der Hestia in der Zelle zu Delphi wird von griechischen Dichtern und Schriftstellern häufig erwähnt; denn der Altar der Hestia und das Heilige Feuer waren Symbole des Friedens und der Eintracht für alle, welche in dem Apollocultus zu Delphi einen religiösen Vereinigungspunkt hatten und der Leitung seines Orakels gehorchten. Jeder ohne Ausnahme, mochte er eine Privatperson oder Abgesandter eines Staats sein, welcher die Pythia um Rath fragen wollte, mochte es in Betreff der Gründung einer Colonie, oder in Bezug auf ein Gesetz, auf eine Sühnung erzürnter Götter, oder auf Abwendung von Hungersnoth oder ansteckenden Krank-

heiten, oder endlich auch auf die Erforschung künftiger Ereignisse sein, — mußte vor allen Dingen auf diesem Altar opfern, welcher deshalb auch der Altar der Pythischen Hestia genannt wurde. Das Feuer darauf wurde mit Fichtenholz unterhalten und wurde auch für ein Reinigungs- und Versöhnungsfeuer gehalten. Die Pythia pflegte daselbst mit Laub vom Lorberbaum und mit Gerstenmehl zu räuchern, bevor sie den Dreifuß bestieg.

Nahe bei dem Opferaltar lag der Omphalos oder Nabelstein, ein weißer Stein, der Form nach einem abgestumpften Kegel gleichend, mit heiligen Binden geschmückt. Ueber diesen Stein — den Repräsentanten der Erde — hielt Orestes seine Hände, als sie durch Begießen mit Blut — mit dem Blut junger Schweine, welches, reinigend, von der Erde aufgesogen werden mußte — vom Muttermord gereinigt wurden. Die Urprophetin zu Delphi, die alte heilige Gäa, sollte in dieser Weise versöhnt werden. Bei dem Omphalosstein standen zwei goldene Adler, welche, wie die Sage erzählte, dem Zeus die Stelle bezeichnet hatten, an welcher sich der Mittelpunkt der Erde befand.

Das Adyton des delphischen Tempels oder das innerste Heiligthum wird als ein unter der Erde befindlicher Raum beschrieben, über welchem sich ein Dach mit einer Oeffnung nach oben wölbte, um Licht hereinzulassen. Dieser Raum lag im Innersten des Tempels und umschloß eine Höhle, aus welcher seit uralter Zeit ein kalter betäubender Dunst emporstieg, dem man prophetische Einwirkung zuschrieb.

Ueber der nicht sehr großen Oeffnung dieser Höhle stand der Dreifuß der Pythia, und der Geist der Urprophetin, der Gäa, konnte durch die hohlen Körper und offenen Rachen der kupfernen Schlangen zu der Priesterin des Apollo dringen. *) Zwischen den Armen oder viel-

---

*) Dieser delphische Dreifuß, der in Konstantinopel aufbewahrt wird, steht ebenfalls in einem tiefer ummauerten Raum,

mehr Füßen des Dreifußes hing eine Schale, in welcher die Zähne und die Knochen des alten Erddrachen aufbewahrt wurden, die auf diese Weise beim Weissagen auch mitwirken mußten. Eine runde Scheibe bildete den Deckel der Schale und zugleich den Sitz der Pythia. Ringsum hingen Lorberkränze, sodaß der Baum des Apollo seinen starkduftenden Wohlgeruch mit dem aus dem Innern der Erde aufsteigenden Athem der Gäa mischte. Auch eine Quelle wird von Plutarch als durch das Adyton fließend erwähnt, deren Wasser zu gewissen Zeiten Wohlgeruch ausströmte und der Pythia prophetischen Geist mittheilte. Pausanias sagt, dieses Wasser komme aus der Kassotis.

Die Pythia war in der ältesten Zeit ein junges Mädchen, in spätern Zeiten ein altes Frauenzimmer, und wurde aus bestimmten alten Familien in Delphi gewählt. In einem einfachen, schmucklosen Anzug bestieg sie den Dreifuß, worauf sie in wenigen Augenblicken in einen ekstatischen Zustand versetzt wurde, in welchem sie, zuweilen in einer Art von Raserei, zuweilen mit bewußtem, aber gesteigertem Leben, Worte und Sätze aussprach, welche für das Publikum ausgelegt und dann von den Priestern Apollo's aufgeschrieben wurden. Diese prophetischen Aussprüche geschahen in den frühesten Zeiten in Versen, später in Prosa.

Unter den Begrüßungen, mit denen die Pythia die Rathsuchenden willkommen hieß, werden auch die Worte: — „Selig bist du, Mann, der du zur Wohnung eines Gottes kommst!" — oder ein ähnlicher Gruß erwähnt. Aber Verbrecher, die sich ihr näherten, wies sie mit dem Ruf zurück: — „Hinweg von meinem Dreifuß! Weiche hinweg aus diesem schönen Tempel!"

Man hat viel über die Eingebung der Pythia und

---

der einer Cisterne gleicht und vermuthlich eine Nachbildung des delphischen Raums im Adyton ist.

über den Gehalt ihrer Weissagungen gesprochen. Ich will mich nicht auf diese dunkeln Fragen einlassen; aber eins scheint mir gewiß, und das ist der Umstand, daß der ekstatische Zustand der Pythia und alle ähnliche Zustände, sowie mehrere ihrer Weissagungen, durchaus nicht etwa blos als Erzeugnisse sinnreicher List oder Betrügerei betrachtet werden können. Ich glaube an eine prophetische Kraft in der menschlichen Natur und habe guten Grund zu dem Glauben, daß gerade das Weib unter gewissen Verhältnissen vorzugsweise befähigt ist, ein Organ dieser Kraft zu sein. Und daß sie dadurch in gewissen Momenten hellsehend wird, ist mir ebenso gewiß, als daß diese Kraft sie bei andern Fragen im Stiche läßt, wie die Clairvoyance die Somnambule, daß dieselbe sie sich selbst und andere täuschen läßt. Und die Priesterin zu Delphi hat hierin oft genug das Los anderer Sterblichen getheilt.

Daß sie, sowie die Priester, die hinter ihr standen, mit großer Sorgfalt vermieden — obwol es ihnen nicht immer gelang — sich auf zweideutige Ansprüche einzulassen oder etwas Unwahres zu prophezeien, beweist am besten der tiefliegende, schwer zu deutende Sinn in den meisten Weissagungen der Pythia, sodaß, wie auch die Angelegenheit ausfallen mochte, auf welche sich die Prophezeiung bezog, das Orakel doch recht zu haben schien.

Andere Orakelsprüche zeugen wieder von großer politischer Klugheit, von reinem Eifer für den Ruhm von Hellas und von einem beginnenden humanistischen Bewußtsein. Und von dieser Seite betrachtet, steht der delphische Apollocultus als bedeutend in der Geschichte, nicht blos der Griechen, sondern des Menschengeschlechts da.

Inspirirt von dem Geist der Humanität, begrüßt die Pythia den Lykurgos mit den Worten: — „Ein edler Mann, den Göttern wie den Menschen lieb!“ — und verspricht ihm den Beistand des lichtspendenden Gottes. Inspirirt von demselben Geist, nennt sie den Sokrates den

Weisesten der Menschen. Es ist ein hochsinniger politischer Geist, der sie Ansiedelungen an fremden Küsten und damit zugleich die Ausbreitung des Apollocultus und des Heiligen Feuers der Hestia gebieten läßt. Denn wohin diese kamen, da traten sie als ordnende und leitende Mittelpunkte hervor, die, wie Delphi und wol auch im Einvernehmen mit dem Mutterorakel, die unmündigen halbwilden Völker zu gemeinsamen nützlichen Unternehmungen und zu der Einheit in Religion, Sitten, Festen und Gebräuchen leiteten, welche aus den mehreren hellenischen Stämmen endlich ein hellenisches Volk machte. *) Es war politische Klugheit, welche das Orakel bei dem ersten Einfall der Perser in Attika den Griechen blos dann den Sieg versprechen ließ, wenn sie sich hinter Wänden von Holz (Schiffen) vertheidigten; es war politische Klugheit, welche das Orakel von der Expedition nach Sicilien abrathen ließ, die von Alcibiades in blindem Uebermuth betrieben wurde und einen so unglücklichen Ausgang nahm. Es war großartige Erkenntniß der menschlichen Natur, welche das delphische Orakel rathsuchenden und sich beklagenden Personen Aufträge ertheilen ließ, die sie zu höhern Sendungen erhoben. So z. B. bei dem reichen Battus von der Insel Thera, welcher zur Pythia kam, um nach einem Heilmittel gegen sein fehlerhaftes Sprachorgan zu fragen und von ihr die Anweisung erhielt: „eine Colonie in Libyen zu begründen". Battus erwiderte darauf, daß er nicht gekommen sei, um sich über die Anlegung einer Colonie zu befragen, sondern um ein Heilmittel gegen seine fehlerhafte Aussprache zu bitten, worauf ihm die Pythia wieder keine Antwort gab, als die: „er solle eine Colonie in Libyen begründen". Diese Antwort wirkte in Battus im stillen, bis sie ihn endlich antrieb, der an ihn ergangenen Aufforderung nach-

---

*) Das delphische Orakel soll mehr als funfzig Filialorakel begründet haben.

zukommen. Nach vielen und großen Widerwärtigkeiten gelang es ihm, in Libyen eine Colonie zu begründen, welche später zu der bedeutenden Stadt Kyrena empor=wuchs. Battus, der während dieser Zeit wahrscheinlich seine fehlerhafte Aussprache vergessen oder überwunden hatte, lebte lange und ehrenreich als Regent des jungen cyrenischen Staats und hinterließ den letztern seinen Söhnen in einem blühenden Zustande.

Neben Delphi und in Verbindung mit dem Apollo=cultus bestand das Amphiktyonengericht, eine Behörde aus vierundzwanzig Mitgliedern, die von zwölf aneinan=der grenzenden Staaten gewählt wurden. Dieses Gericht hatte über die Heiligkeit des Tempels und des Tempel=gebiets zu wachen und Verbrechen gegen die Religion und gegen das Sittengesetz zu bestrafen; es sollte Frieden und Eintracht unter den Volksstämmen erhalten, die es repräsentirte, konnte aber auch den Heiligen Krieg verkündigen, d. h. den Krieg gegen ein Volk, welches die Heiligthümer geschändet und beraubt hatte. So verkündete das Amphik=tyonengericht bei Delphi den Heiligen Krieg gegen die Bevölkerung von Kirra, welche Pilger auf dem Wege nach Delphi beraubt hatte, und gegen die Phocier, welche das Heiligthum selbst geplündert hatten (im Jahre 355 und 356), einen Krieg, der zur Vernichtung des tempelräu=berischen Volks führte, später aber auch zur Unterjochung Griechenlands; denn die Phocier riefen Philippus von Macedonien ins Land.

Amphiktyonengerichte gab es mehrere in Griechenland. Diese ersten freien Associationen zu gegenseitigem Schutz unter dem Volk werden einem Sohne des Deukalion und der Pyrrha und Bruder der Hella zugeschrieben, und schei=nen ebenso wie der Apollocultus mit der Einwanderung der Dorier in das südlichere Griechenland aus Thessalien gekommen zu sein. Ihre Tendenz war religiös und zu=gleich politisch. Ihre Mitglieder banden sich durch feierliche Eide: „die Zerstörung einer Amphiktyonenstadt (einer

Stadt, in welcher sich der Bundesrath versammelte) nicht zu gestatten; nie, möge es im Krieg oder Frieden sein, einer solchen das Trinkwasser abzuschneiden, und daß, wenn ein Staat dagegen handle, alle übrigen Staaten denselben mit Krieg überziehen und vernichten sollen". Ein anderer Theil dieses Eides war des Inhalts: „Wenn jemand etwas dem Gott Zugehöriges raubt oder Mitwissenschaft oder Beirath von irgendeiner Gewaltthätigkeit gegen das Heiligthum hat, so soll derselbe mit Hand und Fuß, mit dem Wort und mit aller Macht bestrafen werden."

Zwei Amphiktyonenbündnisse werden in der Geschichte als die einflußreichsten erwähnt, das bei Thermopylä, woselbst die Demeter Amphiktyonis einen Tempel hatte, und insbesondere das bei Delphi. Sie bilden, neben den Dodona- und Delphi-Orakeln, die ältesten Anstalten in Griechenland für die religiöse und humanistische Erziehung des Volks.

Von dem Orakel zu Dodona kennen wir einige sehr edle Anordnungen, z. B. die, durch welche die Lacedämonier mit der Rache des Zeus bedroht werden, wenn sie den gnadeflehenden Messeniern freien Abzug aus ihrer belagerten Hauptstadt Ithome verweigern würden; ferner die, durch welche den Athenern befohlen wurde, Milde gegen die Lacedämonier zu üben, welche bei dem Altar der Eumeniden auf dem Hügel des Areopag Schutz gesucht hatten. Meistentheils aber wird die Thätigkeit der Orakel durch die Morgendämmerung der Geschichte verhüllt; nur das von Delphi tritt in das Tageslicht der Geschichte hervor. Wir sehen, wie es durch seine Pythia, und vielleicht ebenso sehr durch die Lehren der Weisen, durch die Gesänge der Dichter und durch alle Kräfte und Gaben der Intelligenz, für welche das Heiligthum von Delphi ein Mittelpunkt wurde, auf die höhere Entwickelung der Hellenen wirkte. — „Denn es war eine Zeit" — sagt Pindar —, „da Hirten, Ackersleute und Vogelfänger

um Delphi sich übten, ihre Gedanken in poetische Ausdrücke zu kleiden; eine Zeit, da Dichter und Denker, wie Orpheus, Hesiodus, Parmenides, Thales u. a., die Tempelhöfe von Delphi von Päans (Lobgesängen), Fabeln, Sprichwörtern, Satiren und Ermahnungen widerklingen ließen."

Wir sehen aber auch, wie diese Zeit der Blüte abnahm, und wie das Ansehen des Orakels sank, als der Kirchenstaat Delphi lüstern nach weltlichen Schätzen, als das Orakel feil für Geld und Geschenke wurde, und als es während einer Zeit des Friedens die großen Volksinteressen vergaß, um sich mit unbedeutenden Fragen zu beschäftigen, wie z. B. nach Plutarch „mit einer Heirath, einer Reise, einem Sklavenkauf, einem Hausbau und höchstens mit Fragen in Betreff des Ausfalls der Ernte, oder der Krankheiten von Menschen und Thieren.

Aber hinter diesen sehr erklärlichen Ursachen von dem Verfall des delphischen Orakels — und überhaupt aller Orakel — erblicke ich noch eine andere, welche wesentlich darauf hinwirkte, daß diese zu ihrer Zeit so hartnäckige und nützliche Bevormundungsanstalt in Verfall gerathen mußte, die Ursache nämlich, daß ihre Aufgabe vollendet und daß der Unmündige, den sie erzogen hatte, in die Jahre seiner Volljährigkeit eingetreten war.

Dies war in Griechenland der Fall, als die Philosophen aufstanden und ihre Schulen errichteten. Wie sehr dieselben auch voneinander geschieden waren, in einem waren sie unfreiwillig einig, nämlich in dem Bestreben, die gläubigen Pilger von Delphi abzuziehen. Der Apollocultus hatte das edle, schöne Apollobild, dieses Meisterwerk des griechischen Meißels, hervorgerufen, hat in der Brust der Hellenen das bis dahin nur dunkel geahnte Ideal einer höhern Menschlichkeit geweckt. Allein als dieses Ideal dem Bewußtsein im kritischen Licht des Gedankens dargestellt wurde, da verblaßte der Apollo der Poesie zu einem Phantom, und seine gehaltlose lumpige

Geschichte wurde verachtet. Als der Weiseste unter den Menschen, der wahrheitliebende Sokrates, in die Tiefen der menschlichen Seele hinabstieg und mit neuer Kraft das alte Sprichwort einschärfte: — „Lerne dich selbst kennen!“ —; als er in diesen Tiefen einen Tempel entdeckte, heiliger und schöner als der von Delphi, da verließ der prophetische Geist des letztern den delphischen Tempel und siedelte in das Allerheiligste des Lebens, in die Menschenbrust über.

Dort hat er sich seitdem heimisch zu machen gesucht. Aber bei der Ersteigung jeder neuen Stufe auf der Jakobsleiter der Entwickelung erklingt aufs neue diese alte Aufforderung an die Menschheit und muß aufs neue wie in höherm und immer höherm Chor aufgenommen werden. Denn mit jedem Schritt aufwärts erweitert sich der Gesichtskreis über die Welt und über das Menschengeschlecht, stärkt die Kraft des Sehens wie des Denkens und vertieft das Bewußtsein.

— „Lerne dich selbst kennen!“ — ruft der alte Weise aus dem Tempel von Delphi noch heutzutage der Menschheit und jedem einzelnen Menschen zu, und wird mit diesem Zuruf nicht eher aufhören, als bis jeder Mann und jedes Weib von dem ihm innewohnenden Genius, im höhern Sinne als früher Sokrates von seinem Dämon, geleitet werden, und das endliche Adyton der prophetischen Pythia in dem neu wiedergeborenen Menschenherzen sein wird!

Delphi, nach Sonnenuntergang.

Obgleich ermüdet von den Wanderungen des Tags in der starken Sonnenhitze, fühlte ich mich doch wieder hinausgetrieben, als ich den Glanz der Abendsonne die kahlen Gipfel des Cirphisgebirges auf der andern Seite des Thals von Delphi vergolden sah. Es war der allerschönste Abend. Die Wände der Phädriaden, obwol

nach Osten gewandt, erglänzten hellroth vom Widerschein der Sonne von dem gegenüberliegenden Gebirge. Wir — Herr Hansen, dessen Schwestersohn und ich — wanderten auf dem Wege, auf welchem wir gekommen waren, vorwärts, an den Grabgewölben hin und zu den Dreschplätzen*), wo früher das Amphiktyonengericht seinen Wohnsitz hatte. Auf dem von dort ausgehenden Plateau, welches steil gerade von dem Flußbett des Pleistos aufwärts steigt, hat man eine volle Aussicht über das Gebirgsthal von Delphi im Norden und zugleich über den Meerbusen von Korinth und die Gebirgsketten des Peloponnes im Süden, sowie im Westen nach dem Meer, hinter welchem eben die Sonne in stiller Herrlichkeit unterging. Dieses Schauspiel war eigenthümlich und großartig. Dort, in der Ferne, die sonnenhelle Landschaft, der lichtblaue Meerbusen; hier das Thal des Heiligthums, von dunkler werdenden Schatten eingehüllt. Aber die Höhen desselben leuchteten noch lange von prismatischen glänzenden Farben; und als diese erloschen und die Spitzen der Gebirge aschgrau wurden, da stieg der Mond über ihnen empor und goß seinen hellen Silberglanz in das stille dunkle Thal. Dann kam die Nacht mit ihrem feierlichen Schweigen und ihrer Stille; kein Laut, kein Vogelgezwitscher ließ sich vernehmen, nur die Heiligen Quellen murmelten, jetzt, wie bereits vor Jahrtausenden.

Und nun wollen wir unser Nachtlager rüsten und auf dem heiligen Tempelgrunde schlafen. Ich habe Theodor prophezeit, daß er irgendeine Offenbarung von der Pythia empfangen würde, und — nun, gute Nacht!

---

*) Gepflasterte, kreisrunde Plätze, auf welche die Getreidegarben geworfen werden, um von Pferden oder Mauleseln zerstampft zu werden, die, zu drei oder vier in eine Reihe nebeneinander gespannt, im Kreise herumgetrieben werden. Diese Art des Dreschens ist noch jetzt allgemein üblich in Griechenland, wie in Syrien.

Vierundvierzigste Station.

Denkzettel von Delphi. Morgenritt nach Arachova. Der Parnaß, dessen älteste Feste und dessen neueste Musen. Der fatale Scheideweg. Eintritt in Livadien. Mittagsruhe. Anblick des Parnaß. Gastfreundschaft in Livadien. Die Quellen Lethe und Mnemosyne. Die Höhle des Trophonios und die Schilderung des Pausanias. Ritt nach Theben. Der letzte Anblick des Parnaß. Ein thebanisches Haus. Thebanische Erinnerungen und Aussichten. Polyokandoro. Griechisches Khanleben. Stürmische Heimkehr.

Theben, am 25. October.

Unser Leben gleicht zuweilen einer Photographie. Es concentrirt in wenigen Minuten ein kleine Abbildung von großen Gemälden oder Scenen. Am Morgen bei Delphi war mir die Sonne, wie früher den Hellenen und fast allen ältesten Völkern, wie eine wohlthätige göttliche Macht vorgekommen; um die Mittagszeit hatte ich sie, wie diese Völker ebenfalls, als einen fürchterlichen Tyrannen kennen lernen, und als ich am folgenden Morgen, nach einer unruhigen Nacht auf dem alten Tempelgrunde — nicht infolge pythischer Offenbarungen, sondern infolge kleiner Fatalitäten dieser Erde — erwachte, war es mir infolge meines heftig schmerzenden Kopfes sonnenklar, daß die Sonne ebenso wenig wie Apollo eine göttliche Macht ist, der man vertrauen kann, und daß man nicht ungestraft über die Ruinen des Apolloheiligthums wandern kann,

wenn sie hoch am Himmel steht. Von meinen Reisegefährten hatte jeder auf seine Weise einen lebhaften Eindruck von dem Verfall des Apollocultus empfangen. Dennoch war unser Morgenritt nach Arachova hinauf wunderschön. Der Weg führte vom Thale von Delphi auf steilen Pfaden empor; aber die Luft war herrlich erfrischend, und wir ritten durch fruchtbare, vorzüglich cultivirte Weingelände.

Die Weinernte war eben in vollem Gange. Die Weinstöcke hingen voll von prächtigen Trauben, und nach allen Richtungen hin, auf allen Feldern und Hügeln, bis hinauf zu den Füßen des felsigen Gebirges sah man Männer und Frauen in voller Arbeit. Aber ach, sie waren so schmuzig, insonderheit die Männer, daß sie mir unwürdig erschienen, in diesem herrlichen parnassischen Weingarten Arbeiter zu sein. Die Frauen schnitten die Trauben von den Weinstöcken und legten dieselben in größere Körbe, deren Inhalt in große Steingruben oder Teiche, die mitten auf dem Felde angelegt waren, geschüttet und darin von jungen und alten Männern in Fustanellen — die vielleicht einst weiß gewesen waren, gegenwärtig aber aussahen, als ob sie aus einer Tabacksfabrik gekommen wären — zertreten wurden. Die auf diese Weise zubereitete Traubenmasse wurde in große Schläuche aus Ziegenleder geschöpft, die auf Eseln und Mauleseln hinauf nach dem Dorf Arachova gebracht wurden. Für einige Leptas kauften wir Trauben genug, um uns und unsere Avojarden auf mehr als einen Tag sättigen zu können, und die köstlichen, goldig und rosenfarbig gefärbten Beeren verspeisend, ritten wir weiter bei dem flammenden Morgengruß der aufgehenden Sonne. Nach fast dreistündigem Klettern, welches unsere guten Pferde für uns unternahmen, sahen wir die weißen Kirchen von Arachova reizend zwischen den grauen Felsen aus einer Gruppe von Olivenbäumen hervorblicken.

Arachova ist ein großes Dorf auf einer Hochebene

des Parnaß. Seine 3000 Einwohner sind sehr reich durch Weinbau und Wollenweberei geworden. Ich hatte in Athen die Schönheit der dasigen Frauen rühmen hören; diese überraschte mich daher nicht, desto mehr aber ihr Fleiß. Keine einzige sah man müßig. Diejenigen, welche nicht mit der Weinernte beschäftigt waren, arbeiteten an ihrem Gespinst. Auch kleine Mädchen im Alter von zehn bis zwölf Jahren spannen im Gehen oder Stehen Baumwolle an der Spindel. Das Dorf ist nicht schön, hat aber mehrere größere zweistöckige Wohnhäuser. Die Weinernte soll in diesem Jahre ungewöhnlich gut und reich sein.

Wir bekamen in Arachova zwei große, von allen Möbeln entblößte Zimmer, in denen wir uns nothdürftig einrichteten. Gerade wie in Delphi gab es auch hier keine Glasfenster, sondern Fensteröffnungen mittels bloßer hölzerner Läden verschlossen, welche den kalten Nordwind, der an diesem Morgen blies, nur sehr unvollkommen abhielten. Wir befanden uns 3000 Fuß über der Meeresfläche. Ich mußte hier einen Tag in Gesellschaft einer Migräne zubringen, während meine Reisekameraden den Parnaß bestiegen; nicht dessen höchste Spitze, denn daran war bei diesem Wind und in dieser Jahreszeit nicht zu denken, aber doch dessen untere Höhen bis zu der bekannten Koryceischen Grotte; früher deshalb berühmt, weil sie dem Pan geheiligt war, später während des Befreiungskriegs als Zufluchtsort für Arachovas Frauen und Kinder, und noch später als Versteck der Räuber. In drei Stunden kann man von Arachova aus den Gipfel des Parnaß erreichen, und von da aus das ganze Griechenland, das Meer und die umliegenden Inseln übersehen, wenn Wind und Wetter es gestatten. Von dem Gipfel des Parnaß diesen Blick über Griechenland zu genießen, war einer meiner Wünsche gewesen, obgleich keiner meiner innigsten Wünsche, denn sonst würde ich etwas mehr gethan haben, um ihn zu befriedigen. Aber als Boreas und der Denk-

zettel von Delphi sich vereinigten, mich von da abzuhalten, tröstete ich mich — fast wie der bekannte Rabe in der Fabel — und dachte: — „Wenn man noch den Apollo und die Musen da oben träfe, so könnte es wol der Mühe werth sein, ein paar Tage hier zu bleiben und etwas zu wagen, um den Berg zu ersteigen; allein gegenwärtig, da der Berg nur von großen Felsenratten und von Eiskrusten bewohnt wird, welche dessen Höhlen und Klüfte auch im heißesten Sommer nicht verlassen — — bah!“

Spät am Abend kamen meine Freunde ganz erschöpft von dem beschwerlichen und auch gefährlichen Ritt zurück, nicht sehr erbaut, weder von der berühmten Grotte, noch von der Aussicht aus derselben über waldbewachsenes Hochland.

Der Parnaß ist nicht, wie wir uns denselben gewöhnlich denken, ein einzelner hoher Berg, sondern besteht aus einer Menge grünender Höhen und Bergrücken mit emporsteigenden nackten Felskämmen und Spitzen, sowie dazwischenliegenden fruchtbaren Ebenen und Thälern. Die niedrigsten der letztern tragen Weingärten, die höher gelegenen große Getreidefelder, die höchsten aber Viehweiden und Nadelholzwälder. Die Apollotanne hat hier ihre Heimat. In der Zwischenregion liegen mehrere große Dörfer, wohlhabend durch Ackerbau und Viehzucht. (Die parnassischen Käse gelten für die besten in ganz Griechenland.) Weiter oben haben die Bewohner der Dörfer Sommerhütten, in denen Hirten und Hirtinnen während des Sommers wohnen, das Vieh melken und bukolische Lieder (Hirtenlieder) dichten. Die höchste Spitze des Parnaß, zwischen 7—8000 Fuß über der Meeresfläche, wurde früher Lykoria (Wolfshöhe) genannt; und auf derselben stand in den ältesten Zeiten ein Altar, dem Lykoreischen Zeus geheiligt, an welchem, wie die Sage erzählt, Deukalion opferte, als er an dieser Stelle mit der Arche landete und aus der Flucht gerettet wurde. Noch jetzt gibt es Wölfe aus dem Parnaß, und diejenigen Jäger, welche die-

selbe schießen, können auf eine Belohnung der dankbaren Hirten rechnen.

In den ältesten Zeiten feierte ein Theil bachantischer Frauen, Thyaden genannt, unter wilden Tänzen ihre Orgien auf den Höhen des Parnaß, wobei sie, wie man sagte, mit eigenen Händen den Bock zerrissen, welchen sie den Dionysos opferten. Während des Befreiungskrieges war der Parnaß als ein Aufenthalt der Klephthen bekannt, und der Thessalier Odyssens hatte daselbst eine Grotte inne, in welcher er, wie man glaubte, große Schätze vergraben haben sollte. Später hauste in den zahlreichen Höhlen und Grotten des Berges eine große Räuberbande, welche lange Zeit die Ortschaften brandschatzte und die ganze Gegend unsicher machte, bis vor wenigen Jahren die Regierung König Otto's diesem Unfug ein Ziel setzte. Indessen haben weder Klephthen noch Räuber die Musen von dem Parnaß verjagen können. • Die Hirten und Hirtinnen des Berges sind noch bis auf den heutigen Tag natürliche Dichter, in deren kunstlosen, aber zuweilen sehr ausdrucksvollen Liedern die ganze alte griechische Mythologie in Verbindung mit den (meistentheils tragischen) Ereignissen des Tages wieder auftritt. In einem Gesang ist es der alte Charon in eigener hoher Person, der mit dem jungen Hirten ringt, den er draußen auf der Flur trifft und zu Boden niederwirft. Der Hirt bittet, ihn nur noch drei Tage leben zu lassen: „zwei, um zu essen und zu trinken, einen, um noch einmal seine Lieben, seine junge Hausfrau zu sehen, welcher der Witwenstand nicht gefallen wird, und seine beiden kleinen Kinder, für die es nicht gut sein wird, vaterlos zu sein".

Der Gesang endet mit den Worten:

Die Schafe warten der Weide, der Käse gärt im Faß.

Bei aller Einfachheit ein ergreifendes Gemälde von der Auflösung eines Hauswesens bei dem plötzlichen Abscheiden des Hausvaters! Der Gesang heißt: „Der Hirt und Charon."

Eine andere, noch mehr tragische, parnassische Myriologie oder Trauerweise ist „Das Mädchen im Hades". Ich gebe dieselbe hier wieder:

— „Wie glücklich sind doch die Berge, wie selig sind doch die Gefilde! Sie kümmern sich nicht um Charon, sie warten nicht auf Charon. Im Sommer lagern die Schafe dort, und während der Tage des Winters der Schnee. Drei Riesen hielten Rath darüber, wie sie den Hades erbrechen sollten. Der eine wollte es im Monat Mai thun, der andere, wenn der Sommer gekommen wäre; der dritte wollte es thun, wenn der Herbst die Trauben gereift haben würde. Zu ihnen spricht in der Tiefe der Unterwelt ein blondlockiges Mädchen:

— O, ihr Riesen, nehmt mich mit euch, damit auch ich die lichte Welt der Luft schauen mag!

— Dein Gewand rauscht so sehr, o Mädchen, und deine Locken flüstern, und deine Sandalen klappern so garstig; und Charon wird uns bemerken.

— Ach, meine Gewänder nehme ich in die Höhe, und mein Haar schneide ich ab, und meine Sandalen lege ich ab und lasse sie an der Treppe stehen. O nehmt mich mit euch hinauf, lasset mich euch folgen, daß ich meine Mutter wiedersehe, und sehe, wie sie um mich trauert, und daß ich meine Brüder sehen kann, und sehe, wie sie um mich weinen.

— O Mädchen, deine Brüder klein, sie tanzen frisch im Kreise. O Mädchen, deine Mutter lieb, sie plaudert auf der Straße. — Und mit diesem bittern Bescheid wurde das arme Mädchen im Hadas zurückgelassen."

Die Besitzerin des Hauses in Arachova, in welchem wir wohnten, glich auf ein Haar einer schwedischen Bauerfrau und war eine Dichterin. Sie hatte Verse auf den König Otto gedichtet, als dieser zum ersten mal den Parnaß besuchte.

Als der junge König, nachdem er die Spitze des Berges erstiegen hatte, nach Arachova zurückkam, umgaben ihn

die jungen Mädchen des Dorfs bei den Wachtfeuern des Abends unter Tanz und dem nachstehenden improvisirten Gesang:

Heil unserm König, Heil,
Der von den Alpen kommt,
Von des Parnasses Höhen
Aus Saravtvali's *) Grotte!
Und wie erging dir's heute
Dort auf den hohen Alpen?
O nimm den Thau des Morgens
Und flechte ihn zur Laube;
Denn unser König naht sich
Und will dort Mittag halten!
So lang und fein, wie Mandelkern
Ist seiner schönen Augen Schnitt,
Die hell und freundlich leuchtend sind,
Wenn auch vom Müh'n des Tags erschöpft.
Und welch ein Lied sing' ich dir jetzt,
Mein König, das dir wohlgefällt?
Dein Leib ist Engelleibern gleich,
Dein Gürtel ist gleich einem Ring,
Und deiner schönen Augen Paar
Hat mir mein Herz gefesselt ganz.
Dein Wuchs gleicht einem Cedernbaum,
Der in des Sultans Garten steht,
Der in Konstantinopel steht.
Wie die Cypresse schlank und fein
Hoch in des Waldes Bäumen steht,
So steht der König hoch und schlank
Mit seinem braunen Lockenhaar.
Der König lebe lang' und froh,
Mit Freude sterben wir dafür u. s. w.

Während der Erichsreise **) — einer der poetischsten in neuerer Zeit —, welche Griechenlands junges Königspaar durch das uralte Reich von Hellas machte, wurde es mit dergleichen improvisirten Gesängen, wie hier, an

---

*) Der coryceischen.

**) Die Huldigungsreise, welche die schwedischen Könige seit Erich dem Heiligen gleich nach ihrer Krönung durch das ganze Reich zu machen pflegten.

mehreren Orten begrüßt, dazu mit einem Blumenwerfen, das nicht immer angenehm, obgleich sehr wohlgemeint war. Unsere Wirthin sprach mit großem Pathos und ausdrucksvoller Mimik von diesem königlichen Besuch. Sie schätzte Kenntnisse und wissenschaftliche Bildung sehr hoch, und zwei ihrer Söhne studirten in Athen.

Am Morgen des 27. Oct. ritten wir zwischen den Höhen und Kämmen des Parnaß dahin, während ein scharfer Nordwind um dieselben hauste. Das hinderte mich inzwischen nicht, den Theil der Getreide- und Waldgegend, in welchem wir uns befanden, und die malerische Lage des Dorfes Arachova gehörig aufzufassen. Der Winter ist in dieser Gegend streng. Vor dreißig Jahren trugen ihre Schneelavinen in Verbindung mit dem tapfern Schwerte des Karaskaikis dazu bei, die türkischen Heere von dem Parnaß zu verjagen. Der Winter hat jedoch auch seine Poesie in Arachova. Dann floriren die großen Hochzeiten und Tänze mit improvisirten Gesängen, und allerlei symbolische Spiele aus uralter Zeit.

So zeitig wir auch an diesem Morgen aufgebrochen waren, so befanden sich doch die Frauen von Arachova noch frühzeitiger bei ihrer Arbeit und saßen bereits um die Bäume, mit ihren Geweben beschäftigt. An einer Quelle in der Gebirgswand am Wege hatte mein Pferd Lust zu trinken und drängte sich ohne Umstände zwischen die Frauen, indem es dieselben mit seiner Schnauze nach rechts und links auseinander drängte, sodaß es sein Verlangen befriedigen konnte. Die Sonne stieg höher und fing an uns zu wärmen, während wir, die Hügel des Parnaß im Zickzack umreitend, nach Livadien hinabritten. Die Gegend ist mehr massiv als großartig durch Höhen und Tiefen. Von dem Berge selbst hat man keinen ordentlichen Ueberblick; den bekommt man erst, wenn man weiter vorwärts geritten ist. Wir ritten nach Osten durch Gebirgspäße, die immer enger wurden.

Wenn man aus einem solchen ebenso langen als

engen Paß herauskommt, sieht man einen Felsen von sonderbarer Gestalt vor sich, nicht unähnlich einem ungeheuern Steinhaufen, der ganz isolirt in sehr geringer Entfernung von dem Ausgang des Passes liegt. Hier theilt sich der Weg und führt zur Rechten von dem Felsen nach Livadien, zur Linken nach Daulis. Hier war es, wie die Tradition erzählt, wo die fatalistische und fatale Begegnung zwischen Oedipus, der von Delphi kam, und seinem ihm unbekannten Vater, dem König Lajus, der sich nach Delphi zu begeben beabsichtigte, stattfand. Diese Begegnung veranlaßte, da keiner von den beiden Begegnenden seinen Wagen vor dem Wagen des andern ausweichen lassen wollte, einen Streit, dessen Folge der Mord des Lajus war, der wieder so schweres Unglück und ein so schönes Trauerspiel erzeugte.

An diesem Kreuzweg war es auch, wo die parnassische Räuberbande vor einigen Jahren von griechischem Militär umringt und niedergeschossen wurde. Man ließ die Leichname der Räuber (40 oder 50 an der Zahl) unbegraben am Fuße der Felsen liegen, wo sie ihr Versteck gehabt hatten. Und man behauptet, daß der Anblick dieser unbegrabenen Leichen mehr als alles andere dazu beigetragen habe, dem Räuberunwesen in dieser Gegend ein Ende zu machen. Auf dem Felsen steht ein Wachthurm, um den Paß zu bewachen, und diese ganze Stelle hat ein unheimliches Aussehen. Sie ist ein würdiger Schauplatz für grauenhafte Ereignisse.

Wir kamen nach Livadien. Hier zeigte sich der Olivenbaum wieder auf den untern Terrassen des Gebirges, welches hier der Helikon ist. Nadelholzwald krönte dessen bizarre Kämme und Felsen. Die Luft wurde milder. Die Aussicht erweiterte sich über eine Ebene, die der römischen Campagna ähnlich, aber einförmiger und ebener und im Hintergrund von Bergen umschlossen ist. Das war die Livadische Ebene mit der Kopaischen See, dessen Wasser sich gegenwärtig ganz unter Schilfrohr und Tang verbarg.

Wir ritten auf diese Ebene zu, indem wir Hagios Lukas mit seiner berühmten alten Kirche — der kleinen Santa-Sophia, unter (wie man sagt) wunderschönen Olivenwäldern — rechts, und zur Linken Chäronea (gegenwärtig Kaprena) erblickten, den Geburtsort Plutarch's, auf dessen Gefilden die Griechen der Vorzeit ihren letzten ehrenreichen, obwol unglücklichen Kampf gegen Philipp von Macedonien fochten, und wo noch gegenwärtig die Ueberreste von dem Denkmal des sterbenden Löwen Zeugniß über das Schicksal der Tapfern ablegen.

Die Luft war nun ganz mild, die Gegend freundlich und heiter geworden. Hinter uns erhob sich der Parnaß immer höher, von seinen wolkigen Umgebungen befreit, und zeigte immer schönere und symmetrischere Formen. Die grünenden Höhen des Helikon zogen sich zurück, begleiteten uns aber fortwährend zur rechten Hand. Der Weg war gut, und ebenso mein weißer Paßgänger, und ich konnte den Gedanken nicht loswerden, daß in einem Lande wie Griechenland, wo schönes Wetter zur Regel gehört, das Reisen zu Pferde die angenehmste Art des Reisens ist, die man sich denken kann. Die Freiheit, mit der man um sich sehen kann, die Frische der Luft, die uns umspielt, das Angenehme in der Bewegung des Reitens selbst, dies alles ist ungemein belebend. Dazu kommen die kleinen malerischen Scenen bei den Anhaltepunkten unterwegs, wenn man an erfrischenden Quellen im Schatten der Bäume ruht, die Thiere trinken und weiden läßt, und währenddessen seine eigene Mahlzeit auf dem grünen Rasen auftischen läßt, und sich mit Speise und Trank und mit Weintrauben erfrischt, so unbeschreiblich erquickend nach einem Ritt von mehreren Stunden.

Eine solche Rast hielten wir an diesem Tage in der Nähe einer Quelle, die unsere Avojarden Tzukalades nannten, und an der wir uns auf einem Rasenhügel im Schatten von Oliven-, Myrten- und Terebinthengebüschen lagerten, während unsere Pferde um uns weideten und

unsere Avojarden sich auf dem weichen Rasen ausstreckten.

Von hier aus sahen wir den Gipfel des Parnaß sich gleich einer großen silbergrauen ausgebreiteten Kuppel hoch über die dunkelgrüne Waldgegend erheben. Die Unebenheiten am Berge glichen den Stufen einer Riesentreppe. Es ist unmöglich, sich symmetrischer und schöner gerundete Hügel, als den zu denken, den der Parnaß bildet, von dieser Seite gesehen.

Wir hatten denselben noch vollständig im Gesicht, als wir abends in der Stadt Lebadia, der Hauptstadt Livadiens, ankamen. Um hier ein Haus zur Herberge zu bekommen, wandten wir uns an den Dimarchen. Dieser war eben in Athen; aber sein Bruder Kyrios Nakkos, ein stattlicher Herr in Fes und Fustanella, öffnete uns mit der wohlwollendsten Gastfreundschaft seine Wohnung, die auf dem Gipfel eines sehr hohen Hügels im Innern der Stadt gelegen war. In dieser ebenso schönen als geräumigen Wohnung und von deren Terrasse hatte man eine weite Aussicht, im Westen nach der schönen Kuppel des Parnaß, im Osten nach der großen Kopaischen Ebene mit ihrem jetzt vergessenen See, und unterhalb des Gebirges nach dem parkähnlichen Thal längs der Ufer eines brausenden Bergstroms. Die unmittelbare Umgegend der Stadt sah freundlich und fruchtbar aus; es war ein herrlicher Anblick, den Mond, der jetzt beinahe voll war, über diese großartige Scene dahinschreiten zu sehen.

In unserm Hause sahen wir, außer dem Kyrios Nakkos, eine schöne junge Frau, zwei kleine Knaben, dick wie gutgestopfte Würste, und vier Frauenzimmer, die nichts anderes zu thun zu haben schienen, als mit den Händen im Schose uns anzugaffen, während sie hier und da im Zimmer herumsaßen. Sie schienen zu jener Art von halb dienendem, halb besuchendem Personal von Hausangehörigen zu gehören, die nur selten in einem

Hause fehlen, welches auf morgenländischem Fuße eingerichtet ist.

Wir wurden mit einer vortrefflichen Abendmahlzeit bewirthet, bei welcher wir parnassischen Käse kosteten und parnassischen Thee sahen, der mir eine Art Gnaphalium mit weißhaarigen Stengeln und Blättern und starkem aromatischen Geruch zu sein schien, aber nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem chinesischen Thee hatte. Der Parnaß soll reich an officinellen Kräutern sein, die auch von den in der Gegend heimischen Söhnen und Töchtern des Aesculap benutzt werden.

Bald nach dem Souper konnten wir zur Ruhe gehen, ich in ein großes Gemach mit einem großen altmodischen Bett und einer dicken Seidendecke. Kaum hatte ich angefangen mich auszukleiden, als die schon erwähnten vier Frauenzimmer eintraten, wornach mir das älteste derselben durch Zeichen zu erkennen gab, daß sie mich in einem großen zinnernen Behältniß waschen wollte, welches am Kamin stand und ebenso wunderlich als unangemehm aussah; die drei andern wollten dabei helfen und zusehen. Ich mußte große Mühe aufwenden, um ihnen begreiflich zu machen, daß ich weder ihren Beistand, noch ihre Gesellschaft wünschte. Kaum hatte ich sie aber mit vielen freundlichen „Adios" und „Kali Nykta" hinauscomplimentirt, so kamen sie alle zusammen wieder herein und mußten unter Danksagungen und Complimenten aufs neue hinausgetrieben werden. Endlich wurde ich allein gelassen. Aber am folgenden Morgen war ich noch nicht angekleidet, als schon wieder eins von den vier Frauenzimmern hereinkam, um mir „Glyko" zu bieten, und bald darauf folgten auch die unvermeidlichen drei übrigen, die mir beim Ankleiden helfen wollten. Nicht ohne Schwierigkeiten gelangte ich endlich dahin, meine Toilette in Frieden vollenden zu dürfen. Wenn in diesem hülfreichen Eifer nicht zwei Viertel Neugierde und ein Viertel Langeweile gelegen hätten, so würde ich nicht so viele Worte darüber ver-

lieren, denn im übrigen waren diese Frauenzimmer gar nicht unangenehm, und die älteste von ihnen sah wie eine recht gemüthliche gute alte Frau aus.

Als ich endlich allein war, gab ich mich dem Genuß einer wunderschönen Aussicht auf den Parnaß hin, der von der aufgehenden Sonne mit dem schönsten Rosenroth gefärbt wurde. Der herrlich geformte Berg strahlte in wunderbarem Glanze auf dem blaßblauen Hintergrund des Himmels, während aus der dunkelgrünen waldigen Niederung im Vordergrunde weiße Nebelwolken empor=stiegen und den Fuß des Berges umhüllten.

Nachdem wir Kaffee getrunken hatten, statteten wir den ältesten Berühmtheiten Livadiens einen Besuch ab, zuerst der Höhle des Trophonios, sodann den Quellen Lethe und Mnemosyne, innerhalb des Trophonischen Heilig=thums gelegen. Wenige Orte in Griechenland haben seit meiner frühesten Jugend ein größeres Interesse für mich gehabt.

Nach einem Wege von zehn Minuten Dauer von der Wohnung unsers Wirths befanden wir uns am Fuße des sogenannten Schloßbergs Kastro, der mit gewaltigen Felsenmassen, einem alten Thurm und mehreren andern Ueberresten der Vorzeit sich im Osten ganz nahe bei Lebadia erhebt. Wir sahen hier einen gepflasterten Damm, Treppenstufen von Marmor, umgestürzte Säulen und eine Felsenmauer, in welcher zwei große und mehrere kleinere Nischen bewiesen, daß sie zu irgendeinem Heilig=thum gehört hatte. Hier ist der Ort für die Quellen Lethe und Mnemosyne, und der Professor Ulrichs ist der Ansicht, daß symbolische Bildsäulen dieser Gottheiten oder göttlichen Mächte in den beiden großen Nischen ge=standen hätten, während die kleinern Nischen augenschein=lich für Exvotobilder oder Geschenke bestimmt gewesen sind. Unter dieser Felsenwand rieselt das Wasser still und fast unmerklich in einen Bach hervor, der sich bald darauf in zwei Arme theilt, welche sich jedoch bald wieder

vereinigen, einen kleinen Wasserfall bilden und sodann in einem lebhaftern Laufe sich in einen starken Bergstrom stürzen, der aus den Felsen des Schloßbergs hervorkommt. In dieser Weise vereinigt, bilden sie den Fluß Lebadia, im Alterthum Probatia genannt, der das Thal von Lebadien verschönt und sein Wasser in den Kopaischen See trägt. Früher waren, wie die Sage mittheilt, die Quellen Lethe und Mnemosyne voneinander getrennt, und man konnte zwischen beiden wählen, konnte Erinnerung oder Vergessenheit des Vergangenen trinken, jenachdem man Lust hatte. Aber eines Tages stieg ein Engel herab und vermischte das Wasser der beiden Quellen, und seitdem haben sie nicht wieder voneinander geschieden werden können; aber noch immer schreibt man ihrem Wässer eine Gesundheit spendende Kraft zu. Ich trank davon, indem ich mir schweigend die Fähigkeit wünschte, zur rechten Zeit zu vergessen und mich zur rechten Zeit zu erinnern; denn von dieser Fähigkeit hängt das Wohlbefinden des Gemüths ab.

Der Fluß, welcher der Landschaft in der nächsten Umgebung von Lebadia die ihr eigenthümliche Lieblichkeit und Frische verleiht, hat auch zwei besondere Quellen, eine warme, welche man Hercynna nennt, und eine kalte, Namens Krya, welche letztere man als Trinkwasser benutzt. Die Felsen an den Quellen Lethe und Mnemosyne haben mehrere grottenähnliche Höhlen. Eine größere derselben bildet eine Art von Pforte, durch welche man in einen unterirdischen Gang eintritt. Professor Ulrichs fand, daß derselbe nach einem größern Gewölbe führte, dessen Fußboden unter Wasser stand. Er glaubt, daß dieser Raum die Höhle des Agamedes gewesen sei. Die Höhle des Trophonischen Orakels soll weiter oben unter den wilden Klüften des Schloßbergs gewesen sein. Man versicherte mir, daß der Eingang zu derselben gegenwärtig durch große Steine versperrt werde, und sagte mir zugleich, diese Steine seien gerade zu derselben Zeit herabgefallen,

als die beiden Quellen Lethe und Mnemosyne zu einer einzigen vereinigt worden seien. Wenn dies, wie wahrscheinlich, infolge eines der Erdbeben geschehen ist, welche diese Gegend so häufig erschüttern, so hat dasselbe jedenfalls insofern das Werk eines guten Engels gethan, als es schwache Menschen von einer Quelle des Aberglaubens und düsterer Träumereien zurückhält. Das Orakel des Trophonios war ein Todtenorakel; es sollte Aufschluß über den Zustand nach dem Tode geben.

Von Trophonios und seinem Bruder erzählt man Folgendes:

Beide waren Söhne des Erginus, Königs in Orchomenos, und beide Architekten. Sie leisteten Apollo bei der Erbauung seines Tempels zu Delphi Beistand. Als sie sich aber heimlich einen Theil von dessen Schätzen zuzueignen suchten, wurden Schlingen für sie ausgelegt, in denen sich Agamedes zur Nachtzeit fing. Aus Furcht vor Entdeckung schnitt Trophonios seinem Bruder den Kopf ab und floh damit nach Lebadia, woselbst er jedoch von der Erde verschlungen wurde. Bald darauf erschien er jedoch wieder, baute sich eine unterirdische Wohnung, gab sich für ein Orakel über den Tod aus und starb auch in seiner Höhle; nach seinem Tode wurde er als ein Heros der Unterwelt vergöttert. Man erbaute ihm zu Ehren einen Tempel, in welchem eine Bildsäule von der Hand des Praxiteles ihn als Zeus Trophonios darstellte. Das Orakel kam später lange Zeit in Vergessenheit, sodaß — als die Böotier, welche, um Rath gegen eine Hungersnoth zu erbitten, an das Orakel in Delphi sich gewendet hatten, angewiesen wurden, Trophonios in Lebadia um Rath zu fragen — niemand mehr den Platz kannte, an welchem sich die Höhle des Orakels befand. Man suchte lange vergebens darnach, bis eines Tages ein Bienenschwarm den Weg zu diesem Ort zeigte. Von dieser Stunde an lebte das Orakel aufs neue auf, und in der Nähe desselben wurde ein prächtiger Tempel, der jedoch nicht vollendet worden ist,

dem Zeus Basileus d. i. dem König, und der Kora d. i. der Persephone als Beherrscherin der Unterwelt, errichtet.

Pausanias, der sich selbst bei dem Orakel des Trophonios Rath erholte, hinterläßt über seinen Besuch bei demselben folgende Erzählung, die nicht ohne Interesse für jemand sein wird, der von der Höhle des Trophonios und dem Schauer, den man aus derselben holte, sprechen gehört hat. Wir wollen jetzt den alten griechischen Geschichtschreiber sprechen lassen.

— „Wer diese Höhle besuchen will" — sagt Pausanias — „muß mehrere Tage vorher in einem Gemach, welches dem Dämon des Glücks und des Guten (Agathodämon) geweiht ist, sich Vorschriften über eine gewisse Diät unterwerfen, die zu seiner Reinigung bestimmt ist. Er darf während dieser Zeit nicht in warmem Wasser, sondern blos in dem Flusse Herkina baden, und bekommt ausreichende Fleischportionen von den Opfern, welche er dem Trophonios, dessen Kindern, dem Apollo, dem Kronos, dem König Zeus, der Hera, der Hennoche, der Demeter, der Europa und sogar der Amme des Trophonios bringen muß. Bei jedem Opfer ist ein Opferbeschauer anwesend, der aus den Eingeweiden des Opferthiers voraussagt, ob Trophonios den Fremdling gnädig empfangen wird oder nicht. Aber am zuverlässigsten offenbart sich der Wille des Trophonios durch die Eingeweide eines Widders, der in derselben Nacht, in welcher man das Orakel befragen will, in der Höhle selbst, unter Anrufung des göttlichen Agamedes, geschlachtet wird. Und wenn auch alle vorhergehenden Opfer sich günstig erweisen, so hilft dies doch nichts, wenn die Eingeweide des letzten Opferthiers sich nicht ebenso zeigen. Ist dies aber der Fall, so kann jedweder getrosten Muthes hinabsteigen.

„Aus dem Berggemach des Agamedes wurde der wohlvorbereitete Fragende, in ein einfaches Gewand von Linnen gehüllt, zur Nachtzeit hinauf auf den Berg gebracht. Dort

befand er sich auf einer erhöhten Plateforme, so groß wie ein kleiner Dreschplatz und von einem Gitter umgeben, welches durch eine Thür verschlossen war. Durch diese Thür wurde der Fremdling zu einer runden Oeffnung in der Mitte des Platzes geführt, und durch diese Oeffnung stieg derselbe auf einer schmalen leichten Leiter in einen acht Ellen tiefen runden, oben zusammengedrängten Raum hinunter. Dieser Raum soll von dem Trophonios gebaut worden sein und zu seiner Wohnung gedient haben. In dem Fußboden dieses Gewölbes befindet sich ein Loch. Hier legt sich der Fragende nieder und steckt seine Füße in dieses Loch. Da wird er plötzlich wie von einem Wirbelwind hinabgerissen und befindet sich dann in dem Innern eines dunkeln, beklemmenden Adyton, worin er bald in einen Zustand geräth, der ihn ungewiß läßt, ob er wacht, oder träumt. Seine Phantasie zeigt ihm nun verwirrte Bilder von dem, was er zu sehen wünschte oder fürchtete, und er vernimmt geheimnißvolle Antworten auf die innersten Fragen seiner Seele. Dieselbe Gewalt, die ihn in das Adyton der Höhle hinuntergezogen hat, zieht ihn nach einer Weile in einem bewußtlosen Zustande wieder heraus. Und wenn er den Gebrauch seiner Sinne wiederbekommt, befindet er sich auf dem Fußboden des gewölbten throphonischen Zimmers neben derselben Oeffnung, an welcher er sich vorher niedergelegt hat. Die Priester setzen ihn auf den Stuhl der Erinnerung und fragen ihn, was er gesehen und gehört hat. Darauf wird der noch immer Betäubte in das Gemach des guten Geistes d. i. des Agathodämon getragen, woselbst er sich allmählich wieder ganz erholt, d. h. insofern er überhaupt das Licht dieser Welt wiedererblickt. Denn hat er unreine Beweggründe beim Besuch des Orakels, so kann es ihm sehr leicht ergehen, wie es einst einem Begleiter des Königs Demetrius erging, der in den eben beschriebenen Raum hinabstieg, um Schätze zu suchen, und mehrere Tage darnach in einiger Entfer-

nung von dem Bezirk des Orakels todt aufgefunden wurde. Trophonios war übrigens auch berühmt als Baumeister der Thesaurien oder unterirdischen Schatzkammern."

Die Erzählung des Pausanias von seinem Orakel und von der Höhle desselben macht auf mich den Eindruck, als ob dieser Heros der Unterwelt ein grober Betrüger gewesen sei und die delphischen Priester später diese Betrügerei fortgesetzt hätten, um eines schnöden Gewinnes halber, der hier um so unverantwortlicher war, als das Orakel für die Fragenden nicht einmal etwas Gutes veranlaßte. Von Delphi konnten sie wol lorbergekrönt, zu guten Unternehmungen angeregt oder wenigstens mit frischer Nahrung für ihr Denkvermögen zurückkommen. Aber aus der Höhle des Trophonios kam man mit verworrenen und düstern Eindrücken zurück, welche, wie man sagte, demjenigen, der darin gewesen war, die Fähigkeit raubten, jemals wieder zu lächeln, weshalb man in Bezug auf einen düster blickenden Menschen den Ausdruck zu brauchen pflegte, „er sähe aus, als ob er bei Trophonios zu Besuch gewesen wäre".

So sehr auch dieses Orakel in meiner Jugend auf meine Phantasie wirkte, so leicht tröstete ich mich jetzt darüber, daß ich seine Höhle nicht hatte besuchen können. Ich brach ein paar Blätter von der Platane, welche sich über den vereinigten Quellen Lethe und Mnemosyne erhebt; und während wir unsere Reise fortsetzten, dankte ich Gott, der uns bessere Quellen, an denen wir die Kräfte unsers Geistes erneuern können, und einen bessern Geleiter in das Reich der Todten, als den Trophonius, gegeben hat.

Unsere guten Avojarden und unsere guten Pferde von Itea verließen uns bei Lebadia, weil die erstern glaubten, der Weg von Athen her und bis dahin zurück werde ihnen zu lang werden. Meinen schönen weißen Paßgänger mußte ich nun gegen einen andern austauschen, der von

Rhabarberfarbe war, einen auffallend großen Kopf, Ohren wie ein Esel und einen Gang wie ein Kameel hatte.

Es war Sonntag, und als wir hinunter in die Stadt geritten waren, hielten wir daselbst einige Zeit an und besuchten die alterthümliche Kirche der Stadt, in welcher soeben der Gottesdienst begann, der mir lediglich in dem eifrigen und wiederholten Ausrufen der Worte „Kyrie eleïson" und in dem Küssen des Evangeliums — einer Sitte, die ich jedoch sehr gern mitausüben würde — und mehrerer anderer für heilig erachteter Gegenstände zu bestehen schien. Die Hauptstraße der Stadt war voll von schönen und wohlgekleideten Männern in blendendweißen Fustanellen und goldgestickten Jacken und Gamaschen. Lebadia scheint in Bezug auf reges Leben und Wohlstand fortzuschreiten. Man baute daselbst eben mehrere neue Häuser und eine neue Kirche mit Treppen und Mauern von Marmor.

Wir hatten acht Stunden Wegs nach Theben, einen Weg, der wegen seiner Einförmigkeit höchst ermüdend und uninteressant ist, trotz aller der erinnerungsreichen Stellen, an denen wir vorüberritten, oder die wir zur Rechten oder zur Linken hinter uns ließen. Unter den erstern befanden sich die Ruinen der Stadt Koronea, darunter sehr wohlerhaltene Bogen von einer Wasserleitung, unter den letztern Orphomenos, Haliartes, das Orakel des Ptoischen Apolloorakels am Kopaischen See und mehrere andere uralte Berühmtheiten, von denen nichts mehr sichtbar war und von denen ich außerdem „grausam wenig" wußte, wie die Dänen zu sagen pflegen. Kein Lüftchen regte sich und die Sonne brannte heiß, während wir über die unendliche wald- und schattenlose Ebene längs des Kopaischen Sees hinritten, der im Winter wasserreich bis zur Ueberschwemmung ist, auch reich an Enten und andern Wasservögeln, gegenwärtig aber nur ein stagnirender ungesunder Sumpf voller Rohr und Schilf, eine Art Unding von einem See, weder recht naß, noch recht trocken war, der aber die schönsten Ernten tragen könnte, wenn er ehrliches

festes Land wäre. Aber dazu gehören Entwäfferungen und Arbeiten verschiedener Art, für welche sowol Geldmittel als Arme fehlen. Die natürlichen Gänge mit Röhren, Katabothen genannt, in dem Kalkfelsen der Gegend, durch welche der See einen Theil seines Wassers in den Meeresarm zwischen Böotien und Euböa ausleert und die früher durch die Hand der Kunst sorgfältig unterhalten wurden, sind später vernachlässigt worden, weshalb im Winter die Wasserzuflüsse aus dem Kephissaquell und andern Quellen nach dem Kopaischen See in dem letztern immer mehr stagniren und die Gegend ungesund machen. Aus diesem Grunde ist auch diese ganze große culturfähige Umgegend uncultivirt und unangebaut, während sie früher Königsstädte und Apollotempel getragen hat. Nördlich vom Kopaischen See liegen zwei tiefe, richtige Seen, der Hylä und der Paralimna, die reich an Fischen sind, aber ebenso wie der Kopais die Unsitte haben, im Winter, wahrscheinlich infolge der Verstopfung der Katabothen, Ueberschwemmungen zu veranlassen. Die Tradition erzählt, daß dies einmal infolge eines Bruderzwistes geschehen sei, und daß damals die ganze Gegend bis zu dem Parnaß unter Wasser gestanden habe. Die Gelehrten leiten von daher die griechische Tradition von der Sündflut und von der Rettung des Deukalion und der Pyrrha in einer Arche auf den Gipfel des Parnaß ab. Einige von den Steinen, aus denen die Menschen aufs neue geschaffen worden sein sollen (eine sehr unpoetische Sage), sind noch jetzt als Steine in dieser Gegend zurückgeblieben, sollen aber eine sehr starke Ausdünstung nach Menschenhaut haben — eine sehr alberne Sage, wie mich dünkt, mit (oder auch ohne) Erlaubniß der Herren Philhellenen!

Am Morgen begegneten wir mehreren herumziehenden Zigeunerfamilien, die nach Lebadia zogen, Frauen von wilder Schönheit mit wild herabhängendem Haar, Maulesel oder Pferde führend, die mit Kindern und Hausgeräth, mit Zelten und andern unbeschreibbaren Gegen-

ständen belastet waren. Diese Nomaden scheinen in dieser Gegend ganz besonders zu blühen.

Nachmittags sahen wir die weißen Mauern von Theben uns aus dem Schose ferner Hügel entgegenleuchten; aber es kam mir wie etwas Unendliches vor, auf diesem öden Wege und auf einem Kameel, wie das meinige war, dorthin zu gelangen. Der Weg war im übrigen gut, und den ganzen Tag hindurch begleitete uns eine schöne Aussicht, nach der ich mich oft umwandte, um sie zu betrachten. Es war die schöne, von der Sonne beglänzte Kuppel des Parnaß. Zwischen dem obern und untern Theil derselben hatte sich eine silberweiße Wolke gelagert, wie ein Gürtel, aus dessen Mitte sich eine Krone auf einem Kissen von weichen Wolken erhob. Dieses Gemälde war so ungewöhnlich und so poetisch schön, daß es mir ein wenig schwer fiel, nicht daran zu glauben, daß Apollo und die Musen unsichtbar auf dieser Wolke saßen, um ihrer frühern Wohnung einen Besuch abzustatten. Am Abend, als wir in langen Windungen die Hügel hinaufritten, unter denen Theben wie auf einem hohen Plateau liegt, war diese schöne Wolke in die Höhe gestiegen und verhüllte den Gipfel des Parnaß. Da ruhte sie noch, als ich denselben am folgenden Morgen von der Höhe des alten Kadmea betrachtete

Es war schon spät, als wir in Theben ankamen. Der Mond stand hoch am blauen Firmament. Von Kyrios Nakkos in Lebadia hatten wir einen Empfehlungsbrief an den Advocaten Phanaropolos in Theben mit bekommen. Aber ehe wir noch diesen Brief überreicht hatten, und ehe man im Hause des Kyrios Phanaropolos wußte, wer die Reisenden waren, die mit Pferden und Avojarden in dessen Aula einritten, wurden wir schon von der jungen Frau des Hauses und von einer ehrwürdigen alten Matrone in der gastfreundschaftlichsten Weise empfangen. Mit einer wahrhaft rührenden Sorgsamkeit führten sie mich fort von der Treppe, auf welche ich

mich vor Müdigkeit hingesetzt hatte, sobald ich von meinem Kameel herabgehoben worden war, und brachten mich hinauf in ein Zimmer. Der Herr des Hauses war abwesend; allein es wurde nach ihm geschickt, und er kam bald nach Hause. Er war jung und lebendig und ein eifriger Politikus. Wie freundlich und gut wir in jeder Beziehung empfangen wurden, vermag ich nicht zu beschreiben. Keine Gastfreundschaft übertrifft die griechische. Hier war aber auch ein wohlgeordneter schöner Haushalt und eine wahrhaft entzückende Wirthin, die eben verheirathete zwanzigjährige Helenko, d. i. Helene. Die trojanische Helene konnte möglicherweise schöner in großartigem Stil gewesen sein, ganz gewiß aber war sie weniger einnehmend durch den Ausdruck unbeschreiblicher Güte und Reinheit.

Es war an diesem Abend eine große Hochzeit in Theben — eine Stadt, deren erste Berühmtheit in einer Hochzeit bestand — und wir sahen die Gäste und die Lichter derselben und vernahmen ihre Musik auf der Hauptstraße, durch welche wir in die Stadt einritten. Es sah recht lebhaft aus. Am folgenden Morgen war aber alles still, und in Begleitung unsers Wirths gingen wir aus, um die Merkwürdigkeiten Thebens in Augenschein zu nehmen.

Diese bestehen im Innern der Stadt nur aus einigen Namen, z. B. das Thor der Antigone, das Thor der sieben Könige u. s. w. Aber von diesen Thoren findet sich kaum noch eine Spur. Das alte Theben wurde von der Hand Alexander's des Eroberers der Erde gleichgemacht, und nur die alte Akropolis Kadmea verschont, um eine macedonische Besatzung aufzunehmen. Man sieht von dieser Akropolis noch einige Mauern und Wälle; das ist aber auch alles, sonst keine Spur von der Burg des Oedipus, noch weniger ein Monument, welches an den großen thebanischen Feldherrn Epaminondas und an dessen Freund erinnert.

Theben ist die dritte große Berühmtheit nächst Sparta und Athen in der Geschichte des alten Griechenland, und hat eine mehr zusammengedrängte, mehr kurzlebige Geschichte, als diese beiden, die aber voll der höchsten dramatischen Kunst ist. Welche Charaktere sind nicht Oedipus und Antigone? — Welche großartige Tragödie ist nicht ihr Leben? — Und welches Heldengedicht übertrifft wol in Bezug auf romantischen Adel die Geschichte des Heldenpaares Epaminondas und Pelopidas? — Ihre Freundschaft und ihre Thaten, die Wiedereroberung der Kadmea durch Pelopidas, die heilige Schar, die Siege des Epaminondas über die Spartaner — welche dramatische Scenen! Namentlich kommt mir der Charakter, die Gestalt, die kurze, aber edle und fleckenlose Laufbahn des Epaminondas wie eine der schönsten plastischen Schöpfungen des Genius von Griechenland vor.

Das neuere Theben hat sehr viel durch die Erdbeben der letzten Zeit gelitten. Es liegt auf einer hohen, wellenförmigen Ebene, von Bergen umgeben, unter denen ich jedoch vergebens nach einer Gestalt suchte, welche auffallend genug wäre, um den Namen Sphinxberg zu verdienen. Er soll näher nach dem Kopaischen See hin liegen. Die ganze Umgegend von Theben hat einen unlustigen, ernsten Charakter. Der Boden soll jedoch sehr fruchtbar und getreidereich sein.

Unmittelbar unterhalb der Kadmeischen Hügel sieht man einige grünende Gärten, welche von dem kleinen Fluß Ismene und von mehreren guten, wasserreichen Quellen Thebens bewässert werden. Wir besuchten die berühmte Quelle Dirke, aus welcher der Lyraspieler und Sänger Amphion Begeisterung getrunken haben soll; eine Begeisterung, die durch seinen Gesang die Mauern von Theben entstehen ließ. Die Quelle sprang noch in herrlicher Frische und Helle mit acht Strahlen aus acht Marmoröffnungen und füllte ein großes Bassin. Gegenwärtig wurde das letztere für die Wäsche der thebenschen Frauen

benutzt. Einige von diesen lagen um die schöne Quelle und klopften ihre Wäsche, während andere dabei standen und zusahen.

Von hier begaben wir uns auf einen sonnigen Hügel, in welchem man vor einiger Zeit beim Nachgraben mehr als zweitausend kleine Figuren von Terra cotta gefunden hatte, weshalb man glaubt, daß früher an dieser Stelle eine Fabrik oder ein Verkaufsladen für solche Figuren gewesen sei. Auch wir fanden im Schutt einige kleine Köpfe von dieser Fabrikation und dazu einige kleine Stücke von alten Vasen. Ringsum weideten große Heerden Schweine, von Hirten und Hunden bewacht. Der Schauplatz dieser großen poetischen Trauerspiele und Heldenthaten, von denen wir noch jetzt mit Entzücken lesen, sah so philistermäßig und einfach prosaisch wie möglich aus. Dennoch war Theben einst die Heimat von Dichtern, wie Amphion, Pindar und Korinna (Nebenbuhlerin Pindar's), und auch Hesiodus hatte seinen Aufenthalt in Böotien, nicht weit von Theben, genommen.

Bei unserer Rückkehr in unsere thebensche Heimat wurden wir von unserer liebenswürdigen Wirthin mit einem ausgesuchten Mittagessen bewirthet, unter dessen guten griechischen Gerichten ich das Musta erwähnen muß, ein Gelee von Weinmost, das ganz besonders schmackhaft und erfrischend ist. Aber wohlthuender als alles andere Gute war es, bei Tische die von Wohlwollen leuchtenden schönen Augen unserer jungen Wirthin und ihre erröthenden Wangen — die du dir ja nicht etwa päonienroth denken darfst, lieber Leser; denn solche Wangen sieht man in Griechenland nicht — zu sehen, während sie ihre trefflichen Gerichte ausbot, uns mit Blicken und Worten auffordernd, ihr Nachsicht zu schenken.

Ich hatte vormittags ihr schönes reines Profil abgezeichnet und fragte sie dabei — denn ich fange jetzt an, mich ein wenig im Griechischen ausdrücken zu lernen —, ob man in Theben angenehm lebe? Sie lächelte und

nahm eine Miene an, als ob sie sagen wollte: — „Nun, so ganz besonders nicht!“ — Der Stillstand des Lebens ist das lebensgefährliche Miasma dieser kleinen Städte, hier ebenso wie in unserm Norden und wie überall, wo gute und regelmäßige Verbindungsmittel fehlen, die das frische Leben zwischen ihnen und der großen Welt circuliren lassen.

Zwischen Theben und Athen gibt es gegenwärtig einen sehr guten, kürzlich erst angelegten Fahrweg. Man kann diesen Weg in vierzehn Stunden zu Wagen zurücklegen; aber es gibt keine Wagen, welche diesen Weg regelmäßig befahren. Und einen Wagen sammt Pferden von hier nach Athen zu miethen, kostet ungefähr 100 Drachmen. Zu Pferde aber pflegen Griechinnen von feiner Bildung nicht zu reisen, außer höchstens ausnahmsweise; darum war auch die schöne Helenko noch nie in der Hauptstadt Griechenlands gewesen, obgleich sie sehr wünschte, deren Herrlichkeiten einmal zu sehen. Sie war ein thebensches Stadtkind und hatte die nächste Umgebung von Theben noch nie überschritten.

Nach vielen „Eucharisto“ und „Proskino“ (ein Ausdruck, der etwa unserm „Ergebenster Diener“ entspricht), und nach einer herzlichen Umarmung der reizenden Helenko von meiner Seite, die sie ebenso herzlich erwiderte, stiegen wir zu Pferde; und unter dem Rufen und Hetzen unserer neuen Avojarden, die mit ihren Pferden glänzen wollten, ging es dann im vollen Trabe inmitten der gaffenden neugierigen Menge durch die Hauptstraße Thebens, über die Hügel der alten Kadmea und hinunter ins freie Feld.

Die Hitze daselbst war drückend und der Ritt ermüdend, obgleich ich jetzt ein ausgezeichnet gutes, leicht lenkbares, schönes weißes Pferd hatte, das mit Zügeln und Steigbügeln versehen war, was sonst eine Seltenheit in Griechenland ist.

Wir hatten blos vier Stunden Wegs bis nach Casa,

einen Khan auf der Grenze zwischen Böotien und Attika, in welchem die Reisenden gewöhnlich Nachtherberge nehmen; allein als wir bei Sonnenuntergang dahin kamen, fanden wir diese Herberge so schmuzig und abschreckend, daß wir der Ermahnung unserer Avojarden Folge leisteten, einige Stunden weiter Herberge in einem Khan zu suchen, den sie Poliokandoro nannten und bezüglich dessen sie äußerten, daß er kalokalo (sehr gut) sei. Casa liegt nahe bei dem Ausgang eines Gebirgspasses, und auf einem jener hohen Felsen, welche gleichsam dessen äußerste Vorposten bilden, gewahrt man schwarze, aber sehr stattliche Ueberreste einer Burg in mittelalterlichem Stil, die früher der Aufenthalt einer Grenzwache gewesen ist. Der schon weit vorgeschrittene Abend hinderte uns, dieselben näher in Augenschein zu nehmen.

Nach dem Untergang der Sonne wurde der Abend sehr kalt, und der Weg zwischen den Hügeln und Kämmen des Kithäron kam uns sehr lang vor. Um warm zu werden, ging ich zu Fuße. Der Weg war vortrefflich, ebenso gut wie unsere schwedischen Landstraßen. Der Vollmond glänzte prachtvoll über der wilden, öden Gegend. Aber die ungewöhnliche Kühle der Nacht und einige Züge dunkler Wolken, die über den Himmel zu ziehen begannen, deuteten eine bevorstehende Veränderung in dem bisjetzt hellen und schönen Wetter an. Mitternacht war schon nahe, und noch immer befanden wir uns in der öden, tiefen Waldgegend, wo außer dem guten Fahrwege, der sich hindurchschlängelte, auf welchem wir aber keiner menschlichen Seele begegneten, keine Spur von Menschenhänden zu sehen war. Vor einigen Jahren war dieser Wald gefährlich und ein Aufenthalt von Räubern.

Endlich schimmerte uns ein kleines Licht entgegen. Es rührte von einer Lampe vor einem kleinen Panhagiabild auf einem einsamen kleinen Altar in der Nähe des Weges her. Und nicht weit von diesem Lichtchen erglänzte durch

ein großes geöffnetes Thor und durch ein paar Fenster ein großes Kaminfeuer in der Mitte eines großen Zimmers im Erdgeschoß. Das war der Khan Poliokandoro. Wir waren erfroren und ermüdet, und erfreuten uns der Aussicht auf Wärme und Ruhe.

Der Khan bestand aus einem einzigen großen Zimmer, oder vielmehr aus einem viereckigen Platz mit einem Dach darüber. In der Mitte desselben, auf einem steingepflasterten Platze, flammte ein gewaltiges Feuer, und rings um dasselbe saßen oder lagen Männer in Fustanellen gekleidet, Kaffee trinkend und plaudernd. Wir wurden hier hereingeführt und nach uns auch unsere Pferde. Diese letztern gingen durch das Zimmer in einen daneben befindlichen Stall, während man uns eine lange Wand einräumte, längs deren Bastmatten ausgebreitet wurden. Auf diese legten wir unsere Decken, Kissen und Mantelsäcke, um uns selbst sodann auf die letztern zu legen. Die große Flamme im Gemach leuchtete uns prächtig und erwärmte uns äußerst behaglich. Man fühlte sich heimisch und gemüthlich. Während Frau Agnes unser Abendessen am Feuer zubereitete, betrachtete ich das wahrhaft pittoreske Gemälde vor mir. Aber wenn es nicht griechische Gestalten im Nationalcostüm gewesen wären, welche die Flamme des Feuers beleuchteten, so hätte ich mich nach Lappland versetzt glauben können. Unter uns befand sich der knapp mit Steinen belegte Fußboden, und über uns sammelte sich der Rauch in einer dicken Wolke, die nur langsam durch eine Oeffnung in dem spitzzulaufenden Dach und durch die halb offenen Fenster hinauszog. Rings um das Feuer hockten auf den Knien oder lagen in graue Mäntel eingehüllt zwanzig bis dreißig Männer.

Wir aßen unsern gekochten Reis und tranken Thee mit Wein, der uns vortrefflich schmeckte, theilten auch Brot und Reis mit unsern Avojarden, die dies als etwas aufnahmen, was sich von selbst verstand; dann legten

wir uns zum Schlafen auf unsere Bastmatten nieder, mit Shawls über und unter uns. Die Ermüdung nach dieser Tages- und Nachtreise, die sanfte Wärme, welche das Feuer verbreitete, und ich weiß selbst nicht welch ein besonderes Behagen in diesem improvisirten Lager und Aufenthalt, gewährten mir eine wahrhaft liebliche Ruhe und den süßesten Schlaf, so lange man eben im Khan Poliokandoro schlafen kann. Aber zu jeder Stunde der Nacht wurde man durch donnernde Schläge an das Thor des Khans und durch kräftige Rufe nach Leonidas, dem Wirth desselben, aufgeweckt. Darauf folgte das Oeffnen des Thors und der Eintritt von Reitern und Pferden. Dann wurde das erlöschende Feuer aufs neue angefacht, frischer Kaffee gekocht und die Cigarre angezündet; eine liegende Gestalt nach der andern erhob sich, und ein Kaffendies (ein Kaffeeplauderstündchen oder eine kleine Unterhaltung) zwischen den neu Angekommenen und den schon dagewesenen Gästen begann. Unter den neu Angekommenen befanden sich mehrere riesige Gestalten in schöner Tracht. Und wenn sie geplaudert, gescherzt, ihre Cigarre ausgeraucht, ihren Kaffee getrunken hatten, nahmen sie den ersten besten Stein oder Holzkloben, breiteten den Mantel darüber, legten dann ihr Haupt darauf und — schliefen sehr bald tief und fest. Und abermals fing das Feuer an allmählich zu verlöschen und der Rauch sich wie ein Thronhimmel über dieser stillen Scene auszubreiten, bis ein neuer andonnernder Besuch alle weckte, auch den Leonidas weckte und in derselben Weise, wie alle vorhergehenden, empfangen wurde. So ging es die ganze Nacht hindurch fort; aber in den Pausen schlief man gut, und ich hatte bei dieser Gelegenheit eine Scene aus dem griechischen Volksleben in seiner Ursprünglichkeit zu sehen bekommen, die ich nicht mit dem ruhigsten Nachtlager in dem allerbesten Hotel hätte vertauschen mögen. Der griechische Khan mit seinem stets bereiten Feuer und seiner unerschöpflichen Kaffeekanne, mit seinen muntern Gästen

und mit der geringen Bezahlung für die Herberge muß für die reisenden genügsamen Griechen aus dem Stande der Ackerbauer oder der Handeltreibenden unendlich viel angenehmer sein, als unsere civilisirten, häufig ungemüthlichen, aber stets theuern Hotels.

Der Morgen des folgenden Tages zeigte uns einen ganz trüben Himmel, von dunkeln, regenschweren Wolken bedeckt. Einen solchen Himmel hatte ich seit mindestens acht Monaten nicht gesehen. Aber die Luft war ruhig und mild. Wir hatten blos drei Stunden Wegs von Poliokandoro nach Eleusis. Vielleicht konnten wir diese Strecke zurücklegen, ohne daß uns der Regen erreichte; und wenn wir einmal dort waren, so konnten wir leicht einen Wagen aus Athen erhalten. Also frischen Muth und vorwärts. Wir bezahlten funfzig Leptas, d. i. ungefähr drei Thaler, für unser Nachtlager sammt Feuer und Bedienung, und brachen dann auf.

Mein hübsches weißes Pferd ging an diesem Morgen so gut, die Luft war so frisch und so weich, so wohlriechend von den Kräutern und Kiefern des Gebirges, daß ich sie mit Entzücken einsog und lebhaft empfand, wie angenehm es sei, zu leben und hier zwischen den Bergen hinzureiten. Der Weg, welcher gleichmäßig gut war, führte sanft aufwärts über die bergigen Hügel des Kithäron; Luft und Formen wurden immer milder. Olivenbäume zeigen sich an den Abhängen und treten immermehr an die Stelle der Kiefern und der Gebirgssträucher. Die Wolken ballten sich immer drohender über dem Gebirgspaß hinter uns, aber vor uns lächelte die Bucht von Eleusis, und der Himmel darüber, himmelblau und heiter.

So gelangten wir bis an das große Dorf Mandra, am Fuße des Kithäron und beim Beginn der Ebene von Eleusis. Hier fing ein Sprühregen an herabzufallen, bald kamen die Tropfen immer größer und immer dichter, und endlich wurde ein förmlicher Platzregen daraus. Frau Hansen und ich ritten unter Regenschirmen; aber unsere

armen Herren, die keine dergleichen mitgenommen hatten, wurden durchnäßt bis auf die Haut, bevor wir nach Eleusis gelangten. Hier gab es kein Hotel, nicht einmal einen kleinen Khan. Eine Bauernfamilie räumte uns endlich die obere Abtheilung ihres Hauses, einen großen, marktähnlichen Raum, ein. Im Kamin brannte Feuer, ausgezeichnet schöne Frauen in albanesischer Tracht saßen um dasselbe herum und spannen Baumwolle auf der Spindel. Unsere Herren wechselten ihre Kleider, wir Frauen kochten Kaffee, und dann frühstückten wir zusammen „gemüthlich". Ich benutze dieses gute deutsche Wort, welches wir in unserer schwedischen Sprache haben sollten, da wir den entsprechenden Begriff desselben sowol in unserm Volkscharakter, als in unserm häuslichen Leben haben. Später, als der Regen aufhörte, ging ich mit dem jungen Theodor aus, um die eleusinischen Geheimnisse in Augenschein zu nehmen, welche durch französisches Geld und durch die Ausgrabungen des jungen Lenormant zu Tage gefördert worden sind. Herr Hansen war behindert, uns zu begleiten, weil unsere dichterische Wirthin in Arachova ihm kochend heißes Wasser auf einen Fuß gegossen hatte, und dieser Fuß deshalb und infolge des anhaltenden Rittes bedeutend geschwollen war. Ich hatte das Vergnügen, die liebenswürdige Frau Lenormant noch in Eleusis zu treffen. In Abwesenheit ihres Sohnes machte sie sich zu unserm Cicerone bei den Ausgrabungen. Diese waren für diesmal beendigt, weil die Geldmittel fehlten, sie weiter hinauf in die Stadt fortzusetzen.

Unter den neuen und interessanten Entdeckungen, mit welchen der junge französische Archäolog seine Forschungscampagne abgeschlossen hat — denn ein großer Theil der gegenwärtig von ihm ans Tageslicht gebrachten und geordneten eleusinischen Ueberreste sind infolge der Entdeckungen eines englischen Alterthumsforschers schon früher bekannt gewesen —, ist ein pelasgisches Grab oder ein Schatzgewölbe, ganz von derselben Form, wie das bei

Mykene, welches gewöhnlich die Schatzkammer der Atriden, von Pausanias aber das Grab des Agamemnon genannt wird, und wahrscheinlicherweise beides gewesen ist. Das gegenwärtig entdeckte Grab, auf dem Felsen der Akropolis gelegen, ist kleiner, schlechter gebaut und augenscheinlich von älterm Ursprung als das bei Mykene. Zwischen diesem Grab und dem weißen Marmortempel, dem Altar, den Denkmälern, den heiligen Brunnen und den Ueberresten der Legion von größern und kleinern Bildsäulen, die man bei Eleusis sehen kann, liegt eine Geschichte von Jahrtausenden, von unbekannten vorhistorischen Zeiten bis zu Augustus und Hadrian. Ein natürliches Museum von ganz eigenthümlicher Art, in welchem eine Generation nach der andern absichtslos Denkmäler ihrer rastlosen Forschungen über das größte Mysterium des Lebens — über den Tod — errichtet haben, alle hervorgerufen durch das Factum, welches ein einfacher trauriger Gesang von einem Kind Afrikas an den Ufern des Weißen Fusses im Hochland von Aegypten düster ausspricht:

Im Anfang wurde die Sonne erschaffen,
Und die Sonne geht auf, und geht unter, und kommt wieder!
Und später wurde der Mond erschaffen,
Und der Mond geht auf, und geht unter, und kommt wieder!
Und zuletzt wurde der Mensch erschaffen,
Und der Mensch wird geboren, und stirbt, und kommt —
nicht wieder! — — —

* * *

Nachdem wir in unserer albanesischen Herberge — ganz Eleusis ist von Albanesern bevölkert — den ebenso schönen als freundlichen Frauen unsern Dank ausgesprochen hatten, setzten wir unsere Reise fort. Der Himmel hatte sich aufgehellt, unsere Pferde waren gut, und wir hatten blos drei Stunden Wegs bis nach Athen. Wir konnten also hoffen, noch vor dem Einbruch der Dunkelheit zu Hause zu sein. So glaubten wir. Aber Boreas hatte es anders beschlossen und blies uns einen so entsetzlichen Nordwind entgegen, daß er in dieser Jahreszeit kaum

schlimmer sein konnte, nicht einmal in Schweden. Schweigend und durchfroren strebten wir vorwärts, jedermann auf seinem Pferde, aber alle mit einem einzigen gemeinsamen Gedanken, dem Gedanken: den Khan bei Daphni, den ersten auf diesem Wege, zu erreichen und uns daselbst einen Wagen nach Athen zu verschaffen. Wir hatten unsere Reise bei Sommerwetter und in Sommerkleidern angetreten und kehrten nun in vollem Wintersturm zurück. Nie hätte ich gedacht, daß mir ein griechischer Khan hätte wie ein Paradies erscheinen können. Aber so erschien mir in der That der kleine Khan bei Daphni, als wir, vom Wind durchkältet und einige von uns halb krank, endlich dort anlangten und in ein sauberes Gemach geführt wurden, in welchem ein freundliches Kohlenfeuer glimmte. Hier erwärmten und erfrischten wir uns, während einer von unsern Avojarden auf seinem schnellen Pferde in gestrecktem Trabe nach Athen ritt, um uns von dort einen Wagen zu holen. Nach einigen Stunden traf der Wagen richtig ein und brachte uns rasch, durch Regen und Sturm, nach Hause.

Und wie behaglich fühlte man sich in der ruhigen Heimat, bei dem sanften Schimmer der Abendlampe, um die reichliche Abendmahlzeit sitzen, die Frau Agnes mit ihrem seltenen Talent improvisirt hatte! Und wie behaglich war es von nun an, uns bei unsern vertraulichen Kaffendies an die Genüsse und Beschwerlichkeiten unserer Delphireise zu erinnern und dabei zu bedenken, daß die letztern nun sämmtlich überstanden sind und die Reise glücklich vollendet ist!

Aber unser vortrefflicher Anführer, Herr Hansen, sitzt noch immer mit einem Bein in horizontaler Stellung und leidet an der Brandwunde, die er vom Fuße des Parnassus mitgebracht hat. Dies hindert jedoch das hübsche Vorlesen und Plaudern bei der Abendlampe keineswegs. Wir finden jetzt großes Vergnügen an einem

rechtswissenschaftlichen Werk des deutschen Professor Trendelenburg *), dem ersten unter derartigen Werken, die ich gelesen habe, welches mir auf vollständig sicherm Grunde zu stehen scheint, d. i. kurz gesagt, auf dem Grundsatze: Jedes Wesen muß seine Bestimmung erfüllen!

Nach dem Thee nahmen wir die Lectüre der griechischen Geschichte von dem Engländer Grotes vor, die, obgleich ich dessen starke athenienſiſche Sympathien nicht zu theilen vermag, mich doch in einem so hohen Grade interessirt, daß ich oft die Unterbrechung durch Besuche, die sonst willkommen sind, fürchte, als ob sie ein interessantes Schauspiel unterbrächen.

Und hiermit haben wir unser Winterleben angefangen, welches nun um so behaglicher erscheint, als es seit unserer Rückkehr außerhalb des Hauses stürmt, regnet und rauscht. Aber darüber darf man nach acht Monaten Sonnenschein nicht klagen.

---

*) „Das Naturrecht auf dem Grunde der Ethik."

Fünfundvierzigste Station.

Allerseelentag. Der Marmorbruch des Pentelikon. Der König und die Kammern. Weltbewegungen und Stimmen. Der Park der Königin. Eine Unterhaltung über Bildung u. s. w. Athen als Mittelpunkt des neuen Griechenland. Der Geburtstag der Königin. Neue Plätze und Promenaden. Schöne Frühlingstage. Ende des Jahres 1860.

Athen, am 2. November 1860.

Allerseelentag — ein Tag von tiefer und schöner Bedeutung, den die griechische wie die katholische Kirche festgehalten, aber die protestantische Kirche beiseite gelegt hat, bis auf weiteres! Die letztere sah darin blos eine leblose Puppe — und mehr ist dieser Tag wol auch nicht in den Händen der beiden erstgenannten Kirchen — ließ diese liegen und bemerkte nicht, daß die Schale dieser Puppe eine schöne geflügelte Psyche umschloß. Aber eines Tages, bei einem neuen Pfingstfest, wird sie schon ihre fesselnden Ringe sprengen.

Ich ging heute morgen in den katholischen Gottesdienst, in den Gottesdienst des Königs, in die Schloßkapelle. Die Musik war rührend schön, eine Musik und ein Gesang aus der unendlichen Liebestiefe der Seele. Unwillkürlich rief sie die heiligen Erinnerungen und Hoffnungen des Herzens wach, und löste den geschlossenen Kreis des selbstsüchtigen Ich in das Gefühl einer ewigen

Verbindung mit allen Seelen in Ihm auf, der allein alle sammeln, heiligen und heilen kann. Als während dieser herrlichen Musik die Hostie emporgehoben wurde, beugte ich mich mit den übrigen vor dem Symbol des Sündenreinen, und mit ihnen, und mit der gesammten katholischen Kirche betete ich für alle Seelen:

Requiem aeternam dona eis, Domine,
Et lux perpetua luceat eis!

(Ewigen Frieden schenke ihnen, Herr,
Und ewiges Licht erleuchte sie!)

Alle die ältesten tiefsinnigen Völker der Erde haben geglaubt und glauben noch heute an eine Verbindung zwischen Lebenden und Todten, und glauben namentlich an eine Wirksamkeit frommer Entschlafener für hinterlassene Liebe durch unsichtbaren Einfluß oder durch Gebet. Die Juden glauben noch heutzutage an den Einfluß des Gebets ihrer Stammutter Rahel vor dem Herrn. Die Griechen der gegenwärtigen Zeit hegen einen so festen Glauben an den Einfluß der Familienpietät und an die Kraft des Segens einer dahingeschiedenen guten Mutter, daß dieser Glaube bei ihnen zum Sprichwort geworden ist. Wenn es einem Mann wohl geht, so sagen sie: — „Das ist der Segen seiner Mutter!“ — oder: — „Es muß ihm wohl gehen, denn er ist ein guter Sohn. Der Segen seiner Mutter ruht auf ihm!“ — In den ältesten Katakomben von Rom sind stille, aber sprechende Zeugen von dem Glauben an das Leben frommer Seelen für alle Seelen, an die Theilnahme Verstorbener für die noch im Kampfe oder in der Finsterniß befangenen Menschen. Die Bilder der Märtyrer und der Heiligen stehen mit flehenden, ausgestreckten Händen da.

Heute ist auf dem griechischen Kirchhof, auf der andern Seite des Ilyssus, ein schöner Gottesdienst begangen worden, der auch Zeugniß ablegt von diesem Glau-

ben. Der junge Candidat der Theologie, Lykurgos, den ich schon früher erwähnt habe, hielt mitten unter den Gräbern eine Rede zum Gedächtniß der Väter, in welcher er die hingeschiedenen großen Männer Griechenlands als fortwährend lebend und in Liebe thätig für ihr Volk und für dessen künftiges Wohl darstellte: auf dem treuen einigen Zusammenwirken der Jetztlebenden nach dieser Richtung hin mit den großen Dahingeschiedenen beruhe die Zukunft Griechenlands!

Der Glaube, daß das Gebet der noch auf der Erde lebenden Menschen für die Hinübergegangenen zu wirken vermag, kann dunkler erscheinen. Wie dem aber auch sei, so spricht dieser Glaube das große und kostbare Bewußtsein aus, daß der Tod nur eine zeitweilige Unterbrechung ist, in keinem Falle aber die ewige Kette der Fortentwickelung, noch weniger aber die ewige Verbindung der Menschenseelen unterbreche.

— „Leget diesen irdischen Leib wohin ihr wollt", sprach die sterbende Monika, die fromme Mutter Augustin's, zu ihrem Sohn und zu dessen Freunden, „gedenket nur meiner Seele vor dem Altar des Herrn!"

Am 27. November.

Seit einigen Tagen haben wir wieder Sommerwetter, und so war es auch gestern, als ich mit meinen Freunden das Pentelikon und dessen Marmorbruch besuchte.

Die griechischen Berge, wenigstens die Magnaten unter denselben, haben alle einen Theil von der lebendigen Individualität, welche ein unterscheidender Charakterzug Griechenlands und der Griechen ist. Sie haben eine eigenthümliche Natur; so auch der Pentelikon, von dessen Spitze man auf der einen Seite das Thal von Attika, auf der andern Seite die Ebene von Marathon überblickt, hinter denen man auf beiden Seiten das Meer mit seinen Inseln sieht.

Wir fuhren zu Wagen von Athen bis an den Pentelikon in drei Stunden und hielten bei einem Kloster an, welches am Fuß des Berges oder auf einem der niedrigsten Ausläufer des letztern gelegen ist. Die Luft war wie an einem schönen Junitag, die Felder grünten prächtig auf der attischen Ebene nach dem kürzlich gefallenen reichlichen Regen; es war eine herrliche Fahrt. Vom Kloster weg gingen wir zu Fuße in zwei Stunden hinauf zu dem großen Marmorbruch, ein äußerst beschwerlicher und häßlich steiniger Weg, obgleich dessen Steine weiße Marmorstücken sind.

Der Weg ist interessant durch die reiche Vegetation, welche von den Hügeln und Thälern des Pentelikon getragen wird, und noch ungestört, oder richtiger noch unzerstört von Menschenhänden dem Wanderer überall hin auf alle Fußstege des Berges folgt. Die Oliven hören in der Gegend um das Kloster auf; aber die langhaarige Aleppopinie und mehrere Arten von Eichen — unter denen die Kermeseiche (Coccus quercus), auf deren Blättern durch den Stich eines Insekts und durch dessen hineingelegte Eier der kleine Apfel oder vielmehr das Nest entsteht, dessen die Griechen sich zum Färben ihrer hochrothen Fes bedienen — wachsen sehr häufig in der Gegend über dieser Region, dazu noch eine große Menge schöne Sträucher, unter denen vorzugsweise eine Art von Erdbeerenstrauch (Arbutus uneto) erwähnt werden muß, der auch schlecht und recht blos Arbutus oder der Busch genannt wird, und dies wegen der Schönheit seiner Blätter, seiner weißen Blüten und seiner rothen Beeren verdient, welche letztere süß und saftig wie Erdbeeren sind, wenn sie auch deren feinen Geschmack nicht haben. Viele Exemplare von diesem Strauch finden sich in dem Garten der Königin, aber deren Beeren sind bei weitem nicht so süß und voll lieblichen Saftes, wie die Beeren derjenigen, welche hier wild auf den Hügeln des Pentelikon wuchsen, und die mich während unserer langen Wanderung in der

Sonnenhitze gar lieblich erquickten. Der Terebinthenstrauch (Pistacia lentiscus) ist hier sehr allgemein, wie überhaupt in allen Gebirgsgegenden Griechenlands; so auch mehrere andere wohlriechende Sträucher und Kräuter. Weiter oben erscheint die Apollotanne mit allen den Kräutern, die in ihrem Schatten gedeihen. Der Pentelikon ist mit Wald bewachsen bis hinauf zum Gipfel, und je höher man aufwärts steigt, desto mehr erweitert sich die ungemein schöne Aussicht über das Thal von Athen, das Meer und die Inseln, deren wellenförmige Bergrücken sich in vier oder fünf Abstufungen hintereinander erheben, in immer größerer Bläue gegen den Horizont abfallend.

Der Pentelikon hat mehrere Marmorbrüche, allein gegenwärtig arbeitet man nur noch in den untern; der größte und am höchsten gelegene steht seit Jahrhunderten unberührt da. Man arbeitet eben jetzt in einem der untern Brüche im besten Zuge daran, Steine für das neue Akademiegebäude in Athen zu brechen. Der Marmor des Pentelikon ist nicht glänzend weiß und feinkörnig, wie der von Paros; er ist matter von Farbe und hat oft braungelbe Adern. Allein man schätzt ihn sehr als Baumaterial und verwendet ihn sehr gern zu Treppen, Thürsäulen, Fußböden und zu Verzierungen an Kirchen und andern Gebäuden.

Nach langem Suchen und Klettern gelangten wir endlich in den alten großen Marmorbruch, durch ich weiß nicht was für einen verborgenen Weg zwischen den Felsen. Aber der Anblick desselben von dieser Stelle aus hatte in der That etwas Ueberraschendes, Großartiges und Feierliches; vielleicht nicht weniger deshalb, weil dieser Ort so still und leer ist, ein großartiges Denkmal einer Arbeits-Palästra aus früherer Zeit. Ungeheuere, senkrecht gesägte Marmorwände stehen hier als Zeugen einer kolossalen Arbeit und ebensolcher Arbeitskräfte, ringsum eine weite Terrasse unter freiem Himmel. Hier und da auf diesem

Platze liegen große Marmorblöcke, ein Theil derselben bereits zur Hälfte behauen. Der Berg scheint hier durch und durch aus Marmor zu bestehen. Vor alten Zeiten wurde dieser Marmorbruch mit dem Schweiß und Blut von Sklaven bearbeitet. Die Arbeit hier am Orte durch freie Hände, und namentlich der Transport des Marmors von hier weg würde gar zu theuer zu stehen kommen. Gerade an der Stelle, an welcher die höchsten Marmorwände aus dem Berge hervortreten, wie Thürsäulen zu einer Riesenpforte, sieht man ein niedriges Bogengewölbe sich über den Boden erheben und eine Menge schöner Immergrünranken in dichten Draperien um dasselbe herabfallen. Hier ist die berühmte Grotte des Pentelikon, in welcher früher ein Altar des Zeus stand, gegenwärtig aber eine kleine griechische Kirche steht, die mir mit ihren gesonderten Räumen, ihren alten curiosen Bildhauereien und Malereien wie einer der eigenthümlichsten Ueberreste aus Griechenlands Vorzeit vorkommt. Einige der Malereien, obwol sehr beschädigt durch die Zeit, wie durch die Feuchtigkeit aus der Grotte, in deren Eingang die Kirche steht, zeugen von einem weit bessern Stil, als der byzantinische ist. Der graue steinerne Altar sah mir uralt und durch und durch heidnisch aus. Ich nahm als entschieden an, daß er einst dem pelasgischen Zeus errichtet worden war.

In die Grotte drang ich nicht tief ein; ich glaube auch nicht, daß dieselbe von besonderer Tiefe ist. Ich begnügte mich damit, den Eindruck der Dämmerung und des schweigenden dunkeln Lebens in diesem von der Natur byzantisch geformten Gewölbe in mich aufzunehmen. Es wuchsen schöne, kleine Lykopodien in Fransen von den Bogen des Gewölbes hernieder, und Tropfen auf Tropfen fiel mit einschläferndem Ton in abgemessenem Takt sanft auf die Erde herab. Drinnen im tiefen Innern schimmerten große wunderliche Stalaktitengestalten von unheimlichem Aussehen. Der Contrast zwischen dem hellen,

heitern Himmel, dem starken blendenden Sonnenlicht über dem weißen Marmorbruch und der Dämmerung und den undeutlichen Gestalten war in die Augen fallend. Er stellte sinnbildlich die Contraste des athenischen Lebens und der Bildung: die Göttergestalt und den Sklaven, die Verfeinerung und die Barbarei dar.

Aus diesem Marmorbruch hat man blos eine Stunde Wegs bis auf die Spitze des Bergs; aber einen gebahnten Weg oder einen Pfad dahin gibt es nicht. Wir waren bereits so müde und die Sonne brannte so heiß, daß wir den Gedanken aufgaben, von der Höhe des Pentelikon herab nach Marathon zu blicken. Wir verfügten uns ganz gemächlich auf dem Wege zurück, auf welchem wir gekommen waren und von dem ein Theil gepflastert ist. Dann nahmen wir unser Mittagsessen auf einem Hügel ein, von welchem wir eine entzückende Aussicht genossen — das Meer war heute unbewegt, wie die Fläche eines Spiegels —, und dann fuhren wir nach Hause!

Am 1. December.

Olympisches Wetter, aber politisches Unwetter!

Der König hat die Kammern aufgelöst, weil er in der Wahl des Advocaten ** zum Präsidenten von seiten der Deputirtenkammer eine Aeußerung der Opposition erblickt, deren Folgen nur zu einer Abdankung des gegenwärtigen Ministeriums führen können. Dieser Herr ist nämlich als Führer der Opposition bekannt, und der König Otto hatte schon vor einiger Zeit eine Menge der bedeutendsten Persönlichkeiten unter den Deputirten zu sich kommen lassen und mit großer Bestimmtheit seinen Wunsch, die ebengenannte Persönlichkeit nicht zu wählen, sowie seine Absicht, im entgegengesetzten Falle die Kammern aufzulösen, ausgesprochen. Und nun hatten die Deputirten demungeachtet gerade diesen Mann gewählt, und der König

hat seine Drohung ausgeführt und die Kammer aufgelöst. Unter den vielerlei abweichenden Ansichten, welche man über diese ungewöhnliche Kraftäußerung von seiten dieses ebenso gutmüthigen als geduldigen Königs aussprechen hört, stimme ich denen bei, welche wünschen, daß diese Kraftäußerung durch eine „gerechtfertigtere" Veranlassung hervorgerufen worden sein möchte; denn die Kammer hat ihr vollständiges gesetzliches Recht zur Wahl ihrer Wortführer und besitzt auch das Material zu einem Ministerium, welches tüchtiger und achtungswerther als das gegenwärtige ist. Allein der König ist es müde, dem unaufhörlichen Ruf nach Veränderung und nach neuen Rathgebern nachzugeben. Er sagt, und zwar allerdings mit einigem Grund: „Wie sollen denn Minister tüchtig werden können, wenn sie alljährlich gewechselt werden müssen?" Auch scheint es gegenwärtig keine besondere Capacitäten in Griechenland zu geben. Aber gewiß ist auch, daß einige von denen, welche jetzt wichtige Ministerportefeuilles innehaben, nicht ohne eine vollständige Wiedergeburt achtungswerthe oder tüchtige Leute werden können.

— „Der König irrt sich" — sagte mir neulich ein Grieche, der in diesen Verhältnissen gut heimisch ist — „wenn er glaubt, daß die Opposition gegen ihn gerichtet ist. Man liebt ihn und glaubt an seinen guten Willen, und will eben nur diesem freien Spielraum lassen, während man unfähige oder ihn irre leitende Rathgeber beseitigt zu sehen wünscht."

— „Wie verhält es sich denn damit?" — fragte ich. — „Man sagt ja, der König könne nie in irgendeiner Sache einen Entschluß fassen." — „Darin thut man ihm unrecht" — versetzte mein Gewährsmann. — „Der König kann und will seinen Entschluß fassen, und ist sehr bestimmt, sobald er einmal zur vollen Einsicht einer Sache gelangt ist; aber man muß sich fast bis zum Tode anstrengen, um ihm eine Sache so klar zu machen, daß auch nicht das allerkleinste Bedenken, die allergeringste Dunkelheit darin zurück-

bleibt. Solange noch irgendein Bedenken oder Zweifel übrig ist, gibt er eine solche Angelegenheit immer wieder zur nochmaligen Begutachtung oder zur weitern Erörterung zurück; und es gibt nicht viele, die sich dieser wiederholten und keineswegs leichten Arbeit unterziehen."

Am Sonntag, am Tage nach der Auflösung der Kammer, war sehr viel Volk auf dem Musikplatze versammelt, und als der König mit der Königin zu Pferde daselbst anlangte, vernahm man Hurrahgeschrei, nicht sehr lebhaft, aber doch bezeichnend genug, daß die Handlungsweise des Königs nicht ohne Sympathien in Athen ist. Ich für meine Person sehe voraus, daß die Opposition, welche sich bisher in allerlei Bewegungen ohne Consistenz zu erkennen gegeben hat, künftig eine festere und zusammenhängendere Haltung annehmen wird. Ich wünschte, daß ich unrecht hätte! Es werden nun neue Wahlen vorgenommen, und im nächsten Jahre, im Monat Februar, wird eine neue Deputirtenkammer zusammentreten. Eine gewisse dumpfe Stille, wie vor einem Gewitter, herrscht seit dieser Katastrophe in Athen.

Im Auslande gibt es ein großes Schauspiel von gewaltigen Weltbewegungen. In Griechenlands nächster Nähe geht die Befreiung Italiens aus ausländischer und inländischer Tyrannei, und seine Auferstehung zu einem neuen Leben durch Garibaldi in Verbindung mit Cavour, Victor Emanuel und dem Kaiser der Franzosen vor sich. Franz II. in Gaëta und der Heilige Vater in Rom sitzen auf wankenden Thronen, während die Völker um sie her zur Freiheit und Einheit sich erheben. In Rußland schreitet unter Alexander dem Befreier initiativ und imperativ die Aufhebung der Leibeigenschaft, bisher das größte Hinderniß für Rußlands moralische Größe, rüstig fort. Rußland streckt seine Arme immer weiter aus und gewinnt ein immer größeres Ländergebiet auf Kosten Chinas. Im himmlischen Reiche dringen die vereinigten Fahnen Frankreichs und Englands siegreich gegen den

ältesten Sitz des Absolutismus, gegen Peking, vor. Die Türkei steht, bei trostlosen Finanzen, schwankend zwischen Sein und Nichtsein da. In Europa circulirt der frische Saft immer lebendiger in dem alten Weltbaum bis in dessen äußerste Aeste. Die Regierungen und die Völker parlamentiren, die Kirche und die Völker parlamentiren, jedes von ihnen sucht das seinige. Die Nationen suchen sich selbst klar zu werden. An alle Gewaltigen auf Erden ergeht ein Ruf, der mit dem französischen Dichter*) laut ausruft:

O rois, soyez grands, car le peuple grandit!

In Amerika ist Abraham Lincoln Präsident geworden, und zum ersten mal seit dem Beginn des großen Kampfes über die große Sklaverei in den Vereinigten Staaten steht ein „Anti-slavery-man" an der Spitze der Republik. Ein schöner Sieg der höhern Politik in der Neuen Welt, und nebenbei ein glänzender Beweis für die Kraft seiner erziehenden Institutionen, derjenigen, welche auf jedem Punkte im Staate Bildungsmittel verbreiten, sodaß auch das geringste Kind des Volks sich dieselben aneignen und, unterstützt durch Glück und Charakter, einer der Lenker der großen Republik werden kann. Daß der Sohn des armen Landbauers, der Präsident Abraham Lincoln, auch ein guter, kräftiger, gesunder und denkender Mann, ein reines Erzeugniß der besten Bildung der Neuen Welt ist, das erweckt die Hoffnung auf eine glückliche Lösung der verwickelten und peinlichen Frage über die Aufhebung der Sklaverei in Amerika. Denn diese Frage muß gelöst werden, wenn das junge Amerika nicht weit, weit unter Rußland sinken soll. Meine Anti-Sklavereifreunde jubeln und hoffen alles. Und nun — —

Lasset uns hinabsteigen in den Garten der Königin! Wie frisch blühen darin die Rosen nach dem Regen, wie

---

*) Victor Hugo.

süß duften die großen japanesischen Mispelbüsche! Und die kleinen chinesischen Mandarinbäumchen sehen fast ein wenig spaßhaft aus durch die Menge von Blüten und glänzenden Früchten, von denen sie gleichzeitig bedeckt sind. Die großen Euphorbien blicken mit großen purrothen Blüten aus den dunkeln Pinienwäldern hervor, und der Orangenwald prangt mit Millionen goldenen Früchten. Der Sommer hat dem Winter einen Besuch abgestattet, und obgleich vergelbtes Laub im Winde herumwirbelt, so grünen doch die Rasenplätze schön, und alles athmet ein verjüngtes festliches Leben. Die herabhängenden Terebinthenbäume längs der Promenaden stehen jetzt in der schönsten Blüte mit ihren feinen, weißen, herabhängenden Blütenbüscheln, während sich ihre traubenartigen Fruchtbüschel röthen. Die Sonne leuchtet und das Meer glänzt. Nur der Schnee auf den Spitzen des fernen Kylene erinnert uns daran, daß Griechenland jetzt mitten im Winter ist!

Am 7. December.

Auf Befehl der Königin fand ich mich bei derselben ein und hatte eine lange Unterredung mit ihr. Sie sprach mit Wärme von den Griechen, von deren Vaterlandsliebe, Religiosität, Familienpietät, Gutmüthigkeit, Sittenreinheit und starker Individualität. Aber sie eiferte, wie früher, gegen die moderne Richtung in der Bildung der Frauen, gegen das Aeußerliche und Geschraubte in der Erziehung der Mädchen, gegen die vielerlei unnöthigen Kenntnisse, die man in sie hineinpfropft und durch welche sie zu halbgelehrten Frauenzimmern und untauglichen Hausfrauen gemacht werden, u. s. w. Die Königin will, daß ein Mädchen zu gesunder Vernunft, Einfachheit und Häuslichkeit erzogen werden soll; sie will, daß das Weib auf seinem Platze bleiben und von demselben sich nicht

entfernen soll. — Wenige Frauen sind so unabhängig und so entschieden wie die Königin von Griechenland!

Ich machte dagegen der Einwand: — „Majestät, wir müssen durch diese Bildungsgrade gehen, um zu einer wahren Bildung, zu einer veredelten Natur zu gelangen. Wir müssen freie, denkende Frauen und Staatsbürgerinnen werden, um wahre und in Wahrheit demüthige Menschen werden zu können. Wir müssen unsere Augen in Bezug auf das Leben und auf die Welt öffnen, damit jedes seinen rechten Platz findet, jedes nach seiner Begabung und nach seinem Beruf."

Hierauf antwortete die Königin nicht viel, sie drückte nur ihre Sympathien für die praktische und hausmütterliche Bildung aus. Und wer könnte wol etwas anderes wünschen, als daß die jungen Frauenzimmer Griechenlands hierein dem vortrefflichen Beispiel folgen möchten, welches ihnen die Königin durch ihre Anpflanzungen und landwirthschaftlichen Anlagen, durch ihren Viehhof und ihre Gärten gibt! Die Königin ist ihrem Herzen und ihrem Temperament nach eine Griechin, und liebt das Land und das Volk von Hellas, als ob sie ein eingeborenes Kind des Landes wäre. Nur die natürliche Hinneigung des Volks zur Wissenschaft und zur Literatur ist ihr fremd. Sie ist kein geistreiches Weib, aber eine Frau von großem Verstand, von großer Energie und von wirklicher Regentenfähigkeit, besitzt Leben und Feuer, und kann, wenn sie will, ungemein angenehm sein. Man behauptet zwar, daß sie auch das Gegentheil davon sein könnte, wenn sie erzürnt werde; aber sie wird nicht leicht zornig ohne Grund.

Am Abend wiederholte ich einige Gravamina der Königin gegen die moderne Bildungsrichtung im neuen Athen, unter meiner eigenen Firma, um sie von dem braven Griechenfreund, dem Herrn von W**, besprechen zu hören. Er erwiderte darauf:

— „Griechenland, und namentlich Athen, dürfen nicht in

ihrer Isolirung betrachtet, sondern müssen als der Mittelpunkt eines großen Umkreises ins Auge gefaßt werden. Die Jugend, welche auf den Hochschulen Athens studirt, geht von dort weg nach Konstantinopel, nach den Städten Syriens, nach den Inseln, nach Aegypten, nach den Donaufürstenthümern und nach Rußland als Handeltreibende, als Aerzte, Juristen und Lehrer, und verbreitet dort die Elemente der Bildung und die humanistischen Lehren und Kenntnisse, die sie sich in Athen erworben hat. Athen ist auf dem Wege, das wieder zu werden, was es früher war, eine Hochschule, welche nach vielen Richtungen hin, besonders nach Osten und Norden, das Licht und das Leben ausstrahlt, welche den Griechen ursprünglich zugehört haben und von ihnen gegenwärtig im Bunde mit den freien Staaten des westlichen Europa wiedergewonnen werden. In dieser Richtung liegt Athens wahrer Beruf!"

Diese Antwort hielt ich für gut.

Aber die Bildung, welcher die Griechen nachstreben, muß eine bedeutend höhere sein. Ihr alter Apollo muß einem höhern Gottesbegriff weichen. Noch ist für sie die Bildung des Geistes die Hauptsache.

Ein Kutscher — in der Fustanella —, der mich einstmals nach Eleusis fuhr, erzählte mir, daß er seine acht Söhne sämmtlich in die Schule gehen lasse: „denn ein Mann, der nicht lesen kann, der keine Kenntnisse hat", setzte er hinzu, „ist ein Barbar, ein Türke."

Ein französisch sprechender Bauernsohn äußerte über seine Aeltern, die ihm seine „höhere Erziehung" hatten geben lassen: — „Sie wissen nichts, sie sind Thiere!" („Ce sont des brutes!")

Aber diese Art der Bildung gehört in den Vorhof und in die Eingangspforte der wahren Bildung. Ein besseres Volk bleibt dabei nicht lange stehen!

Am 21. Decebmer.

Heute ist der Geburtstag der Königin. Er wurde des Morgens früh um 6 Uhr durch einundzwanzig Kanonenschüsse und durch einen gewaltigen Lärm von Trommeln und Militärmusik vor dem Palast verkündigt.

Vor einigen Jahren wollte der Commandant von Athen die Königin auf eine recht ausgesuchte Weise überraschen, und verschaffte sich deshalb genaue Kenntniß von der Stunde und Minute, in der sie einst zur Welt gekommen war. Es ergab sich, daß dies nachts um 2 Uhr geschehen war. Und am nächsten 21. Dec., nachts Schlag 2 Uhr, wurde die arme Königin durch den Donner der Kanonen und durch das Lärmen der Trommeln und Trompeten vor ihren Fenstern aus ihrem süßen Schlummer geweckt. Schlaftrunken und halb verwirrt sprangen der König und die Königin auf, argwöhnten eine Revolution und waren nicht im Stande, die unterthänige Artigkeit zu begreifen, die der Commandant durch diese nächtliche Demonstration ausdrücken wollte.

Heute Morgen fuhr die Königin in die Irenenkirche, nahm dann die Aufwartung und den Handkuß von einer Menge Damen an, hatte dann großes Diner und den ganzen Tag hindurch viel Umstände und Parade. Wäre ich die Königin, so würde ich diese altmodischen Gebräuche bald auf die Pensionsliste setzen.

Am 25. und 26. December.

Nach neuen tüchtigen Regenschauern wieder zwei göttlich schöne Tage, Festtage, wie die Natur sie bisweilen feiert. Der Himmel am Tage einigermaßen umschleiert, die Luft sommermild und lieblich, und abends eine Farbenpracht über Himmel und Erde, die jede Beschreibung übertrifft. Die fernen Inseln Aegina, Poros, Methana, Hydra und die Küsten des Peloponnes erglänzen wie

dunkle Amethysten, die athenischen Berge wie helle Rubinen, der Himmel wie Feuerflammen, überall Glanz, Glanz, Glanz!

An diesen herrlichen Nachmittagen und Abenden bin ich über die lieben alten athenischen Hügel, Akropolis, Areopagos und Pnyx, gewandert und habe neue Spaziergänge aufgesucht. Am schönsten unter den letztern wird der Ottoplatz werden, der sich soeben aus einer Vertiefung voller Schutt und Kehrichthaufen zu einem großen Platz mit großartigen Perspectiven nach vier Seiten durch die Straßen, welche von ihm ausgehen, erhebt. Der Platz ist soeben fertig geworden und wird jetzt ringsum mit Karubabäumen und Rosenlorber bepflanzt.

Athen mit seinen uralten Erinnerungen und seinen neuen Promenaden wird oder vielmehr ist bereits eine der schönsten und eigenthümlichsten Städte in der Welt, besonders im Abendglanze seiner Sonne, wenn sie Erde und Meer bestrahlt. Ich fühlte seine Schönheit tief an diesem Abend, an welchem der Himmel so wunderbar klar und rein war, daß man weit, weit hinein in ein Aethermeer von blauem Licht zu blicken glaubte, und an welchem ich diese Erde mit ihren Ackerfeldern so herrlich nach dem befruchtenden Regen grünen sah. Als sich endlich die Schatten der Dämmerung darüberlegten, glänzte die Akropolis noch wie ein Hochaltar im Glanz der Abendröthe. Ein altes Sündennest ist diese Burg gewesen, das weiß ich wohl, aber auch eine Wohnung der Minerva und ihrer Verehrer, des Solon und des Kleisthenes, des Phidias und der Dichter, des Perikles und der Aspasia. Wohl ist sie des letzten Blickes des alten, ewig jungen Helios werth!

Und nun lebe wohl, du liebes altes Jahr! Viel Schönes habe ich gesehen, viel Gutes habe ich erfahren in deinem Verlauf, und so will ich dich denn mit den Worten unsers schwedischen Almanach beschließen: „Gott sei Lob und Dank!“

Sechsundvierzigste Station.

Im Monat Januar. Der Theseusplatz. Zwei Feste. Griechische Tableaux. Ueberraschender Todesfall. Der König und die neuen Kammern. Zunehmendes Murren und drohende Zeichen. Ein schweizerisches Trauerhaus. Das Osterfest in der protestantischen Kirche zu Athen. Fest in Liossa. Der Anblick des Thals von Athen vom Kolonos herab. Spaziergänge in der alten Stadt. Monat April. Ueber die griechische Kirche.

Am 13. Januar 1861.

Das neue Jahr 1861 ist mit Stürmen, Kälte und Schnee gekommen; Schnee liegt auf den Gebirgen Arkadiens, Schnee auf dem Pentelikon, Schnee auf den Höhen des Parnaß. Auch der Hymettus hat sich gepudert. Aber zwischen den Wintertagen kommen herrliche Frühlingstage. Herbst und Winter und Frühling regieren durcheinander, zuweilen auch alle drei zugleich, sodaß man nicht recht weiß, welcher von ihnen eigentlich regiert. Während Schnee auf dem Parnaß und auch auf dem grauen Hymettus liegt, blühen die Mandelbäume und die Rosen in Pava Kaffarelli's Garten, die Anemonen draußen auf den Feldern treiben Blätter und das Gras grünt, wie bei uns im Monat Mai. Heute ist es kalt und unfreundlich, morgen können wir wieder Sommerwind haben. Hat es geregnet, so trocknet alles schnell wieder ab; man kann stets trockenen Fußes in und um Athen herumgehen, und die Promenaden sind zu dieser Zeit so frei von Staub, daß es eine wahre Lust ist, darauf spazieren zu gehen.

Auch unternehme ich lange Fußwanderungen, zuweilen allein, zuweilen mit Herrn Hansen.

Am griechischen Neujahrstage machten wir gemeinschaftlich einen Neujahrsbesuch; rathe einmal, bei wem, lieber Leser! — Bei dem fast hundertjährigen Patriarchen und Vorstand der Synode in Athen; es ist aber unbegreiflich von mir, daß ich mich seines Namens durchaus nicht erinnern kann. Mein Freund und Wirth, Herr Hansen, pflegt nach gewohntem Herkommen dem alten Herrn an jedem Neujahrstage aufzuwarten; und da ich von seinem hohen Lebensalter und von seinen patriarchalischen Tugenden sprechen hörte — unter denen seine Nüchternheit, indem er nie Wein trinkt, seine einfache Lebensweise u. s. w. hervorleuchten —, so bekam ich Lust, ihn zu sehen und ihm meine Glückwünsche darzubringen u. s. w. Ich verschaffte mir auch einen Strauß frischer Rosen aus Papa Kaffarelli's Garten, und damit ausgerüstet, begab ich mich zu Wagen behufs der feierlichen Aufwartung zu dem ehrwürdigen Patriarchen. Als wir in seine klosterartige Wohnung hinaufgekommen waren, wurden wir in einen großen Saal geführt; einfacher konnte ihn kein Landprediger bei uns haben. Ein junges hübsches Mädchen lud uns zum Niedersetzen ein, indem „ihr Onkel", wie sie sagte, „soeben sein Mittagsschläfchen mache". Nach einer Weile trat er bei uns ein, und sofort entflogen alle meine Illusionen. Denn allerdings war der alte Herr merkwürdig munter und von außerordentlich blühender Gesichtsfarbe im Verhältniß zu seinem hohen Alter und zu seinem großen grauen Bart, sah aber dabei so mürrisch und zugleich, ich muß es frei heraussagen, so simpel aus, daß ich mitten in meiner tiefen Verneigung vor dem guten Prälaten, der ganz gewiß zur Unzeit aus seiner Mittagsruhe geweckt worden war, halt machte. Aber er achtete weder auf mich, noch auf meine Verneigung, noch auf meine Rosen, welche letztere er nahm und wie irgendeinen andern Plunder von sich weg auf

einen an der Wand stehenden Tisch schleuderte. Es war „durchaus kein Vergnügen" bei dieser Bekanntschaft. Und das wurde auch nicht besser während der unvermeidlichen Bewirthung mit Glyko und dem Tschibuk, die nun folgte. „Wassiliſi's Papa" war etwas für den alten Prälaten, ich war nichts für ihn, kaum ein Mensch. So zeigte wenigstens die Miene des guten Alten. Ich machte ihm jedoch einen recht artigen Gruß zum Abschied, und Herr Hansen dolmetschte ihm meine Befriedigung darüber, daß ich in dem alten Bischof einen der ältesten, jetzt lebenden Patriarchen der griechischen Kirche gesehen habe. Dies rief bei dem alten Herrn den Versuch zu einem freundlichen Lächeln sammt einem „Hum" oder „Umph" hervor, die ich mir deuten konnte, wie ich wollte. Das war meine „Ausbeute" von dieser feierlichen Neujahrsvisite.

Daß der alte Herr ein grundehrlicher Mann ist, glaube ich ganz bestimmt, und das sind sehr viele griechische Geistliche; aber ihr äußeres Wesen ist wirklich manchmal gar zu einfach.

Unter den eigenthümlichen griechischen Neujahrwünschen befinden sich gedruckte Verse, die im Hause vertheilt werden. Die für das jetzt angetretene Jahr bestimmten Wünsche enthalten eine warme Anrufung des Phöbus, das Königspaar zu schützen, den König strahlen zu lassen wie einen Stern, der Königin Gewalt zu geben, alle Segnungen des strahlenden Himmels herabzurufen, dem Volk ein freieres Stimmrecht zu gewähren und „den nahe am Bankrott stehenden Alten aus dem Bosporus zu jagen". Schließlich wünscht der Verfasser seinen Freunden und Gönnern alles Gute, sich selbst aber deren Gunst, welche letztere ihm auch in der Regel durch einige Drachmen bewiesen wird.

Im übrigen sind die Neujahrsbesuche in Athen ebenso unerlaßlich, wie in unsern nordeuropäischen Hauptstädten. Meine Neujahrsbesuche haben vorzugsweise den Ueberresten des alten Athen, theils den schon seit längerer Zeit

bekannten, theils den neuentdeckten gegolten. Zu den erstern gehören die Merkmale von Hausplätzen, Cisternen, Treppen und Gräbern in der Gegend südlich von der Akropolis, sowie der alte Weg, der auf dieser Seite nach Athen führt und auf dem man tiefe Räderspuren im Gestein wahrnimmt. Diese Spuren zeugen von schmalen Wegen und Wagen. Zu den letztern Ueberresten gehören Gebäude und aufgefundene Gegenstände, welche die Ausgrabungen in der alten Stadt und in deren Umgebungen neuerlich zu Tage gebracht haben. Unter diesen ausgegrabenen Gegenständen befindet sich eine kleine Bildsäule der Minerva, deren Schönheit ich nicht bewundern kann; ferner Sarkophage und Graburnen, darunter eine besonders schöne und kostbare Urne von einem trauernden Vater zum Andenken an seine Tochter. Man ist jetzt eben damit beschäftigt, nicht weit von den Ueberresten des Ptolomäischen Gymnasiums die Grundmauern eines ungeheuern Gebäudes bloßzulegen, welches mehrere Gelehrte für das alte Prytaneum halten, während wieder andere glauben, daß es die berühmte Stoa poikile (die gemalte) sei, so genannt nach den historischen Gemälden von den Siegen der Griechen, mit denen Kimon die Wände schmücken ließ. Zeno und die Philosophen seiner Schule ertheilten daselbst Unterricht, weshalb man sie die stoischen Philosophen oder Stoiker nannte. Antike Köpfe, Ornamente, Inschriften und dergleichen, welche auf diesem Platze fast tagtäglich gefunden werden, lassen noch keine bestimmte Erklärung zu. Nur darüber ist man einig, daß das Gebäude eine der beiden ebengenannten großen Anstalten gewesen sei. Eine lange Reihe von kleinen Gemächern deutet an, daß eine Menge von Pensionären oder auch Studirenden ihre Wohnungen daselbst gehabt habe, und die prachtvollen Grundmauern nebst mehreren Zimmern legen Zeugniß von dem großartigen Charakter des Baues ab. Einige mit Inschriften bedeckte Denkmäler sind den berühmten Thaten von Männern geweiht, von

denen die Geschichte nichts erwähnt. Oben an einer Mauer am Gymnasium des Ptolomäus sieht man das Fragment einer Frescomalerei, einen Oliven- oder Lorberzweig darstellend, der von mehreren Ornamenten umgeben ist. Die Farben darauf sind so frisch und die Zeichnung so angenehm, daß ich nie ohne ein Gefühl des Vergnügens darauf blicke; vielleicht auch deshalb, weil dieser grüne Zweig über den grauen Steinmauern leuchtet und einen stummen Protest gegen Salomo's trostlose Weisheit: „Es ist alles eitel!" ausspricht.

Am 31. Januar.

Heute, am 31. Januar, schreibe ich das Abschiedszeugniß des Monat Januar folgendermaßen: ungewöhnlich stürmisch, windig, trübe und unangenehm. Schnee hat auf dem Parnaß und auf dem Pentelikon gelegen; in einigen Nächten ist die Kälte bis auf drei Grad gestiegen. Doch ist dabei keiner von den empfindlichern Bäumen erfroren. Vor einigen Jahren erfroren in einer Februarnacht alle jüngern Orangenbäume im Garten der Königin, sowie eine große Menge Terebinthenbäume auf den Promenaden.

Unter den interessanten Vorgängen im Laufe dieses Monats habe ich folgende zu erwähnen.

Sir Thomas Wyse's Rückkehr aus England, „more sir Thomas Wise than ever" in lehrreichen und geistreichen Mittheilungen; außerdem eingenommen von dem wachsenden Ruhm und den zunehmenden Vorzügen seines Vaterlandes, unter denen er die Thätigkeit für die Volkserziehung und die Humanität der Hochgestellten im Staate am höchsten schätzt. Er spricht von dem Enthusiasmus für die Volksbewaffnung, der das Land mit freiwilligen rüstigen riffelmen füllt, mit einem Wort, er ist ganz erfüllt von rule Britannia. Wenn der edle Baronet von England sich zu Griechenland wendet, so kommt

Griechenland dabei nicht gut weg. Aber wenn er auch nicht immer ganz gerecht ist, so ist er doch stets unterhaltend und belehrend.

Ferner ist im Laufe dieses Monats der unangenehme Platz unterhalb des Theseustempels, eine Sammlung von Schutt- und Schmuzhaufen, in eine große Parkanlage umgewandelt worden. Ausfüllung, Planirung und Anpflanzung von Bäumen und Sträuchern, sowie die Anlegung von größern und kleinern Wegen u. s. w, alles ist mit einer Art von Zauberkraft in einer Zeit von vierzehn Tagen geschehen. Und wer hat dieses Zauberwerk gethan? Der energische Wille der Königin in Verbindung mit einem französischen Dirigenten und den Armen einiger hundert griechischer Arbeiter. Ein wahrhaft schönes Werk. Jetzt senkt sich der Boden sanft abwärts vom Tempel des Theseus nach der Ebene hin, die nach Verlauf weniger Jahre der schönste Park sein wird, in welchem Griechen und Griechinnen, im Schatten der Bäume und geliebkost durch die Lüftchen von der Meeresküste, ihr Lieblingsvergnügen, das Promeniren im Freien, nach Belieben genießen können. Von allen Punkten des Parks aus hat man den Anblick des schönsten und am besten erhaltenen, vielleicht auch des ältesten Tempels von Athen, der wahrscheinlich mit der Zeit zu einem athenischen Nationalmuseum werden wird. Alte Monumente sammeln sich innerhalb und außerhalb desselben, wie von einer natürlichen Attractionskraft zueinander geführt. Die Königin hat aus ihrer Privatchatoulle 6000 Drachmen jährlich zur Pflege und Unterhaltung des Parks angewiesen. Die Bewässerung der Bäume und Gesträuche, besonders während der ersten Jahre, wird mit bedeutenden Kosten verbunden sein.

Weiter muß ich auch eine große griechische Hochzeit erwähnen. Allein ich habe schon so viele griechische Hochzeiten beschrieben, daß du, lieber Leser, glauben würdest, ich gäbe dir zu viel des Guten, wenn ich dir die Einzel-

heiten einer solchen Hochzeit mit dem Cantiliren der Priester, dem langweiligen Dastehen der Braut und des Bräutigams, den Lichtern, dem Herumgehen um den Altar, den Kränzen, dem Trinken, dem Essen, dem Küssen und allen übrigen Ceremonien speciell beschreiben wollte. Ich werde deswegen diese Specialitäten übergehen und nur erwähnen, daß die Braut schön war, und zwar in edler Weise schön; daß sie ihren Bräutigam erst vor ganz kurzer Zeit zum ersten mal gesehen hatte, da derselbe aus Rußland gekommen war, um sie zu ehelichen; daß der Bräutigam aber sie schon vor mehreren Jahren gesehen und ihre Hand schriftlich von ihren Aeltern erbeten hatte, die ihrer Tochter die Annahme dieses Heirathsantrags angerathen und dann in deren Namen das Jawort gegeben hatten. Das ist noch jetzt Sitte in Griechenland bei Heirathen.

Würde wol dieses junge Mädchen dem ihr gänzlich unbekannten Bewerber ihr Jawort gegeben haben, wenn sie vorher Gelegenheit gehabt hätte, ein nützliches und glückliches Leben zu führen? Ich glaube nicht; denn sie war eines von jenen jungen Mädchen, welche sich nach einem edlern thätigen Leben sehnen, und litt unter der gebundenen abhängigen Stellung, in der sich die griechischen Frauen befinden. Die Heirath ist jedoch ein Ausweg für sie, sich einen Wirkungskreis zu erringen, und deshalb nahm sie den ersten besten Mann, der ihr diesen Ausweg mit Zustimmung ihrer Aeltern öffnete. Das Herz — — doch wer fragt in Griechenland nach dem Herzen eines Mädchens? Zu allem Glück war der Bewerber hier kein „bete", das „la belle" erschrecken konnte, sondern ein gereifter Mann, der wie ein guter und verständiger Mann aussah, sodaß man alles Gute für das junge Paar hoffen konnte, das nach der Hochzeit Rom und Paris besuchen und sich endlich in Odessa häuslich niederlassen wollte.

Bei der Hochzeit war ein junger Mann mit anwesend,

ein Bruder der Braut, der sich in die Trennung von derselben gar nicht finden zu können schien; denn als er bei der Beglückwünschungsceremonie seine Schwester umarmte, that er dies in einer Weise, als ob er sie nie wieder aus seinen Armen loslassen wollte. — „Ich werde nie gestatten" — sagte er später zu mir — „daß meine andere Schwester so weit von uns weg heirathet!" — Die schöne jugendliche Schwester schien ebenfalls betrübt zu sein. — „Aber Ihre Schwester sieht aus, als ob sie mit diesem Mann glücklich werden könnte" — erwiderte ich ihm tröstend. — „Wer weiß!" — versetzte er traurig.

Das griechische Familienleben kann demnach nicht gepriesen werden, da es zu solchen Heirathen führt. Aber sehen wir nicht auch bei uns daheim — — Hm! Hm!

Ich blieb nicht bis zum Ende des Festes im Hochzeithause, in welchem sich schöne pariser Toiletten und goldgestickte griechische Trachten durcheinander drängten; denn ich war auf das Schloß zu einem Fest eingeladen, dem ich gern beiwohnen wollte. Der Hof gab an diesem Abend ein Gesellschaftsschauspiel und tableaux vivants, und dergleichen Unternehmungen machen mir stets Vergnügen. Ich war außerdem neugierig, zu sehen, wie sich dieselben in Griechenland ausnehmen würden, wo dergleichen noch zu den Seltenheiten gehören.

Auf einem recht hübschen kleinen Theater wurde ein französisches und dann ein deutsches Stück aufgeführt, beide unbedeutend, aber von griechischen und deutschen, zum Hofe oder zum diplomatischen Corps gehörigen Persönlichkeiten sehr gut dargestellt. Dazwischen ließ ein reisender deutscher Violoncellist — ein gewisser Herr Klözer — seine wirklich ganz ausgezeichneten Leistungen hören. In den Zwischenacten gingen der König und die Königin umher, sich, wie gewöhnlich, hier und da mit den Gästen unterhaltend und freundlich und artig gegen alle. Die Gesellschaft war an diesem Abend nicht groß, und darum war es in den Gemächern kühl und angenehm. Auf

den Bänken im Theatersaal saßen einige staunende Frauen aus Magara, welche magarensische Trachten zu den Tableaux mitgebracht hatten und nun anwesend sein durften, um diese letztern in ihren goldenen Umrahmungen mitanzusehen. Diese Tableaux waren für mich das Bouquet des Abends, denn ihre Stoffe waren sämmtlich aus der neuern Geschichte Griechenlands, oder aus dem Alltagsleben der Gegenwart genommen. Sie wurden von Griechen und Griechinnen in griechischen Nationaltrachten dargestellt, und waren in der That sehr schön und malerisch, auch ganz künstlerisch geordnet. An den dunkeln, nach innen gerundeten Wänden sah man fünf goldene Rahmen, drei viereckige — darunter der mittlere sehr groß — und zwischen denselben zwei ovale von geringerm Umfang. Die Vorhänge vor den Bildern wurden abwechselnd aufgezogen. In dem Museum meiner Erinnerungen habe ich folgende Darstellungen aufbewahrt.

Erstens: Ein großes Bild, die Heldin Babolina darstellend, in ihrer hydriotischen Tracht in einem Boot stehend und mit einer Hand nach der Festung von Nauplia, Palamedes, zeigend, zu deren Belagerung sie sich anschickt. Eine prächtige Figur, dargestellt von der jugendlichen Tochter des Admiral Creasy. Der Ruderer — ihr Bruder, ein schöner, junger Mann — blickt halb träumerisch auf den Gegenstand, den sie ihm mit energischem Ausdruck zeigt.

Zweitens: Eine cirkassische Prinzessin, auf der Zither spielend, dargestellt von einer schönen, jungen cirkassischen Frau mit dem hübschen, netten Namen „Papari-popolus".

Drittens: Eine größere Gruppe wasserholende Frauen mit ihren Krügen an einem Brunnen; schöne Gestalten und gut gruppirt, aber des Schattens entbehrend.

Viertens: Ein Wachtposten. Zwei junge Krieger. Ein kleines vortreffliches Bild, voll von Leben und Natur.

Fünftens: Eine Bauerfrau aus Megara, mit der

Spindel in der einen Hand, während die andere Hand auf dem Haupt ihres kleinen Sohnes ruht.

Sechstens: Zwei junge Frauen in hydriotischer Tracht, an einem Brunnen stehend.

Diese beiden letztern Bilder aus dem griechischen Alltagsleben waren schön und naturgetreu.

Ein junger Grieche, der Graf Roma, Adjutant des Königs, war der Künstler, der diese lebenden und wohlgelungenen Bilder arrangirt hatte. Es war ein äußerst unterhaltender Abend.

Diesem heitern Abend folgte eine Trauerpost.

Am nächsten Morgen ritt der junge Baron M** an unserm Fenster vorüber und hielt einen Augenblick, um Herrn Hansen zuzurufen: — „Fräulein Helene L** ist gestorben!“ — und um deren Grab und Begräbniß zu bestellen. Er war auf dem Weg nach Anavryta, woselbst ein heiteres, glückliches Heimwesen plötzlich in ein Trauerhaus verwandelt worden war. Auch der Familienvater, Herr L** der Aeltere, liegt an derselben Krankheit, welche seine Tochter weggerafft hat, an den Masern, tödlich darnieder. In den geselligen Kreisen Athens erregt die Nachricht von dem plötzlichen Ableben der jugendlichen Helene L** allgemeine Theilnahme, denn sie war im Winter des vergangenen Jahres eine der beliebtesten Tänzerinnen auf den Hofbällen. Sie war erst achtzehn Jahre alt, sah aus wie die Gesundheit selbst, und schien auf ein langes und glückliches Leben rechnen zu können, und nun haben wir sie in die Erde gebettet, auf dem protestantischen Kirchhofe, wo die Blumen eben in voller Blüte stehen, während das junge, lebensfrohe Mädchen kalt und starr darunterliegt!

Beinahe das ganze diplomatische Corps war bei ihrem Begräbniß gegenwärtig. Der Regen fiel in sanftrieselnden Tropfen. Das schöne deutsche Sängerchor sang:

Wie sie so sanft ruhn,
Alle die Seligen!

In Athen spricht man von diesem Todesfall wie von dem größten Unglück, sowol für das junge Mädchen selbst, als für die Familie. Man kann den Fall gar nicht genug beklagen. Es ist als ob man von der alten griechischen Ansicht über den Tod und über das Reich der Schatten noch immer nicht zurückgekommen wäre. Anstatt dieser Myriologen sollte man lieber sagen:

— „Glückliches, junges Mädchen! Sie durfte sterben, ehe irgendein bitteres Leid ihr Herz verwundete. Ohne lange, schwere Leiden, geliebt und betrauert, allen Ueberlebenden in freundlichem Andenken verbleibend, durfte sie aus dem lieben Aelternhause hinüber in das beste Vaterhaus gehen, das glückliche, junge Mädchen!“

Ein noch traurigerer Todesfall, der, obwol weniger beklagt, auch großes Aufsehen erregt, ist der Tod des Diplomaten Herrn von F**, desselben, mit welchem ich im vergangenen Jahr den Theseustempel besuchte, und der die griechische „heitere Anschauung“ vom Leben und vom Tod so vortrefflich fand. Er ist jedoch einer langen traurigen Krankheit erlegen, die dem Zustand jener kleinen Amorette auf dem Sarkophag, welche von Genossen heimgetragen wird, die von dem fröhlichen Fest berauscht sind, sehr wenig glich. Die traurige Wirklichkeit des Lebens und dessen tiefer Ernst lassen sich nicht zurückweisen, nicht einmal in Athen!

* * *

Am 10. Februar eröffnete der König Otto die Sitzungen der neugewählten Kammern mit einer Rede, die nur loci communes (Gemeinplätze) enthält, welche gar nichts sagen. Die Journale von Athen, unter denen ein neues in französischer Sprache, „Le Precurseur“, kürzlich aufgetreten ist, beschäftigen sich mit der Zerlegung und Prüfung dieser Rede, indem sie etwas darin zu finden

versuchen, was nicht darin ist. Der König erwähnt in seiner Rede nichts von der Veranlassung zur Auflösung der frühern Kammern, und hat sich auf die allgemeinsten Versprechungen und Hoffnungen für die Zukunft beschränkt. Diese Zurückhaltung des Regenten bildet einen starken Contrast mit den überlauten Aeußerungen des Misvergnügens, die sich von vielen Seiten her Luft machen, nicht innerhalb der neuen Kammer — denn in dieser gibt es kaum eine einzige oppositionelle Stimme —, sondern aus dem Volke in den verschiedenen Theilen des Landes. Tagtäglich liest man Reclamationen und Protestationen in den verschiedenen Zeitungen des Landes mit bittern Klagen über die Art und Weise, in welcher die letzten Wahlen zu Stande gebracht worden sind, und über die „Gewalt", mit welcher die Repräsentanten der Opposition von der Wahlurne entfernt gehalten worden sind. Aus dem District Laureon klagen dreihundert Wahlberechtigte darüber, daß sie mit Gewalt gehindert worden sind, ihre Stimmzettel in die Wahlurne zu legen. Ganz Hydra vereinigt sich in einem Schrei des Zorns, und versichert, daß es lieber auswandern, lieber den Türken unterworfen sein, als unter einer Regierung stehen will, die unter dem Anschein constitutioneller Berechtigung der Verfassung tyrannisch Gewalt anthut.

Das klingt allerdings stark, und wieviel man davon auch auf Rechnung des unruhigen, aufbrausenden griechischen Charakters schreiben muß, so muß doch die Aufmerksamkeit und der Argwohn denkender Freunde der Griechen dadurch erregt werden, daß zu den neuen Abgeordneten nur Candidaten der Regierung, und nicht ein einziger Candidat der Opposition gewählt worden ist. Der König hat auch mehrere neue Senatoren ernannt; allein diese bestehen nur aus Männern, die dem Hofe ergeben oder Nullen sind. So sagen die griechischen Zeitungen. Aber auch die europäischen Diplomaten in Athen vereinigen sich darin, die Regierung wegen ihrer

neuerlichen Maßregeln und Schritte, sowie das Königspaar wegen des unconstitutionellen Weges zu tadeln, den es betreten hat. Sie prophezeien demselben Böses für die Zukunft.

Wir haben starken Regen gehabt; gegenwärtig haben wir wieder hellen Himmel mit warmen Sonnenblicken. Die Erde grünt herrlich, die Mandelbäume blühen, die Pappeln sind fast vollständig belaubt, alles lebt wieder auf.

Die Lectüre der griechischen Geschichte von Grote haben wir nun beendigt. Der Eindruck, den sie mir von den Griechen hinterlassen hat, ist folgender: ein geistreiches Volk, über dessen Schurkereien und Unmenschlichkeiten man sich stets von neuem ärgern muß, und dessen große Männer man nur äußerst selten ganz bewundern kann. Ich danke jedoch dem Leonidas und Solon, Aristides und Brasidas, Epaminondas und Perikles, Demosthenes und Phocion, sowie noch einigen andern für dieses herzstärkende Vergnügen, vor allem und vor allen aber dem Sokrates, der vielleicht einzig und allein unter allen nicht an seinen eigenen Ruhm dachte, sondern nur die Wahrheit suchte und für diese starb!

Gegenwärtig reisen wir abends in Afrika, und besuchen das Mondgebirgsland und dessen Bewohner mit dem Missionar Livingstone.

Anavryta, am 14. März.

Den Tagen der Freude und Gesundheit sind hier Tage des Kummers und der Krankheit gefolgt. Aber Anavryta, die Ursprungsquelle des Lebens, fließt im Hause ebenso frisch und klar wie früher, vielleicht noch reichlicher. Die neunzehnjährige Tochter des Hauses liegt in ihrem Grabe, und die kleinen Kinder liegen noch an derselben Krankheit darnieder, die ihre Mutter eben erst

mit Lebensgefahr überstanden hat, und die ihren Vater noch ans Bett gefesselt hält, so krank und so schwach, daß man ihm den Tod Helenens noch immer verbergen muß. Das ganze Haus ist von Nachtwachen, Unruhe und Kummer erschöpft. Kummer, ja; aber ein Kummer, so leicht, so voller Ergebung und Erhebung, daß man ihn mit Freude und Bewunderung betrachtet. Am schönsten wird dieser Kummer von der alternden Mutter getragen, deren schwache Kräfte unter der Anstrengung, ihren Gatten zu stützen und zu pflegen, sich verjüngt zu haben scheinen. Ihre dahingeschiedene Tochter sieht sie im Licht vor dem Vater im Himmel stehen. Man möchte fast glauben, daß sie dieselbe gar nicht betrauert.

Das Verhältniß der Mitglieder der Familie L** während dieser Prüfungszeit zueinander und zu ihren Dienstleuten ist der lebendige Typus eines Schweizerheimwesens in dessen religiösem Leben; diesem Leben, mit welchem die reformirte Kirche in noch weit höherm Grade als die lutherische das Einzelleben durchdringt. Der Altar steht auf dem häuslichen Herd und heiligt den Tag und die Nacht, die Zeiten der Freude und des Schmerzes. Sehr bemerkenswerth zeigt sich die Wirkung von dieser Stimmung des Hauses an den Dienstleuten desselben. Es ist eine fast allgemeine Klage der ausländischen Familien in Athen, daß die griechischen Dienstboten nichts taugen, daß sie unzuverlässig, unordentlich u. s. w. sind. Hier ist dies nicht der Fall. Während dieser langen Zeit der Krankheit hat namentlich das Dienstpersonal weiblichen Geschlechts einen unermüdlichen Eifer im Wachen und treue Dienstwilligkeit bewiesen. Wahr ist es, daß die griechische Dienerin gut bezahlt wird; sie hat außer der freien Beköstigung monatlich 30—40 Drachmen Lohn; allein keine Geldbelohnung vermag eine solche Umsicht und Sorgsamkeit zu erzeugen, wie diese Frauenzimmer ihrer leidenden Herrschaft bewiesen haben und noch fortwährend beweisen. Da ist insonderheit „eine

Martha", so gut, so heiter, und dabei so verständig und so unermüdlich, eine wahre Perle unter den Marthen. Sie hat ihre Verheirathung aufgeschoben, nur um ihre Herrschaft nicht verlassen zu dürfen. Hier bewahrheitet sich meine Behauptung, daß eine gute Herrschaft auch gute Dienstleute macht. Unter den männlichen Dienstleuten ist ein Türke. Er wünscht ein Christ zu werden, aber kein griechischer. — „Bah! Wozu sollte das dienen?" — sagt er: — „Aber von Herrn L**'s Religion!" — Welchen besondern Namen diese Religion hat, weiß er nicht; er weiß nur, daß sie die rechte sein muß. Die Familie L** fürchtet dagegen seinen offenen Uebertritt und glaubt, daß derselbe ihn bei den Griechen verhaßt machen und seine Zukunft im Lande zerstören könnte.

Am 18. Mai.

Sonntag, und schöner Gottesdienst im Hause! Frau L** las eine Predigt von dem stuttgarter Prediger Gerok von dem Säemann und dem vielerlei Ackerfeld vor. Auf eine rührende Weise faßt der Verfasser die Erzählung von dem Weizenkorn auf, welches vor einiger Zeit in dem Grabe einer ägyptischen Mumie gefunden worden ist, und nach einer dreitausendjährigen Ruhe sich lebenskräftig gezeigt, Keime getrieben und Früchte getragen hat.

Draußen war Schneenässe, Kälte und Wind, sodaß das Wetter um diese Zeit in Schweden nicht schlimmer sein kann. Aber im Trauerhause war alles Licht und Frieden.

Heute — am Tage des Laubfestes, welches auch in der hiesigen Gegend mit Tanz und Gesang vor den Kirchen gefeiert wird — hat sich der Himmel aufgehellt und der flammende Helios entkleidet allmählich die Berge ihrer Schneebedeckung. Die Olivenbäume haben nun Wasser in Fülle bekommen, um Krüge voll Oel zu geben. Die

Anemonen erblühen lustig und leuchten auf allen Hügeln, und die allerliebste goldgelbe Ipecoun procumbens säumt alle Wege und Stege. Die Frauenzimmer in der Familie L** besitzen ein eigenthümliches Talent, Blumen mit ihren Blättern und Wurzeln so zu pressen, daß sie Farbe und Schönheit behalten.

Unter der Leitung des jungen Herrn W* bin ich in meinen Studien über das Pfropfen und Oculiren der Bäume und über die mancherlei Eigenthümlichkeiten, welche dadurch erzeugt werden können, ein wenig weiter fortgeschritten. Dabei hat mich Folgendes überrascht. Ein Mandelbaum, auf den man einen Aprikosenzweig pfropft, trägt reichlich und ausgesucht gute Früchte dieser Art, stirbt aber nach Verlauf weniger Jahre ab. Ein Jahr vor dem Absterben hat man einen solchen Baum Früchte in so großer Fülle tragen sehen, daß man sich dieselbe nicht größer zu denken vermocht hat.

In den Sitten und dem Leben des Volks habe ich hier einige Eigenthümlichkeiten kennen gelernt. Die Familie L**, die sich ihrer Untergebenen mit einer wahrhaft älterlichen Fürsorge annimmt, lernt dadurch viel von dem innern Leben derselben kennen. Vor einigen Tagen wurde Frau W* zu einem neugeborenen Kind gerufen, welches unaufhörlich schrie. Sie fand bei ihrer Besichtigung, daß das Kind zu stark gesalzt worden war, sodaß der ganze kleine Körper desselben feuerroth aussah. Der orientalische Gebrauch, die neugeborenen Kinder mit Salz zu bestreuen — von welchem Gebrauch man schon im Propheten Hesekiel, Kap. 16, V. 4, Erwähnung gethan findet —, ist noch allgemein unter den Griechen auf dem Lande üblich, und eine Mutter, welche neulich von dieser Behandlung unangenehme Folgen für ihr Kind befürchtete, wurde von der Hebamme beschieden: — „Wenn ich dein Kind nicht mit Salz bestreue, so wird es elend und wird zu nichts taugen!“ — Unverständige Hebammen übertreiben

zuweilen diese stärkende Cur, sodaß das arme Kind infolge des allzu starken Hautreizes von Krämpfen befallen wird und stirbt.

Herr L** ist nun von dem Tod seiner Tochter unterrichtet, und obgleich ihn diese Nachricht so heftig ergriff, daß sich sein Zustand bedeutend verschlimmerte und er sterben zu müssen glaubte, so ist er doch gegenwärtig Reconvalescent, gestärkt und aufrecht erhalten von seiner vortrefflichen Gattin.

Die Familie hat beschlossen, noch in diesem Frühling nach der Schweiz zurückzukehren. Ihre Dienstleute sind darüber sehr betrübt, und der Türke will sie durchaus begleiten. Herr L** hat ihm dazu seine Erlaubniß ertheilt. In der Schweiz wird den Ehrenmann nichts hindern, die Religion des Herrn L** offen anzunehmen.

Ich habe mit Herrn L** wieder von seinen lieben Blumen und Bäumen, mit Frau L** von der allmächtigen Kraft des Gebets sprechen können. Ich bin unter den alten Olivenbäumen umhergegangen und habe die jungen Pfirsichbäumchen mit ihren blütenvollen, hellrothen Kronen zwischen denselben hervorblicken sehen. Gerade so thun auch die kleinen Kinder hier im Hause zwischen den durch Krankheit und Schmerz gebeugten, aber nicht niedergeschlagenen Großältern. Ich kann nun mit Ruhe wieder nach Athen zurückreisen.

Athen, am 1. April.

Gestern, am ersten Osterfeiertag (neuen Stils) war allgemeine Abendmahlsfeier in der evangelischen Kirche. Die Königin nimmt mit der protestantischen Gemeinde daran theil. Das ist ein Gottesdienst, dessen äußere Form und Gesang mit dessen Anreden und Responsorien zu den schönsten und gemüthanregendsten religiösen Feierlichkeiten gehört, denen ich jemals beigewohnt habe.

Die Diplomaten anderer Confession in Athen sind ebenfalls davon überrascht.

Heute, am 1. April, habe ich ein Fest von ganz anderer Beschaffenheit in Lioffa, einem kleinen Dorfe auf einer Anhöhe im Thale von Athen, mitgefeiert. Dieses Dorf steht unter dem besondern Schutz der Königin, und besteht hauptsächlich aus kleinen, hübschen Häusern mit Gärten, welche sich die Bewohner von Athen für die Sommermonate zu ihrem Vergnügen miethen. Um Lioffa oder dessen Beschützerin sein Wohlwollen zu beweisen, hatte ein Grieche ein neues Schulhaus daselbst bauen und einrichten lassen, und dieses sollte an diesem Tage eingeweiht werden, zuerst durch einen Gottesdienst in der Kirche, dann durch Tanz und Gesang vor der Kirche, die ganz nahe beim Schulhause gelegen ist.

Das Wetter war herrlich und die Aussicht über das grünende Thal und auf das weißglänzende Athen eine der schönsten, die man haben kann; die Karsielamatänzer übertrafen sich selbst in künstlichen Schwingungen und Courbetten um die Kirche, der Sirtokreis leuchtete von prächtigen Frauengewändern, und die Frauen glänzten mit Halsbändern von Gold, es war in Wahrheit großer Staat. Die Musik war die gewöhnliche, so auch der Gesang.

Unter den Zuschauern zeichnete sich der alte General Hadschi Petro durch seinen prachtvollen Anzug — roth mit Gold — und durch seine asiatische fürstliche Haltung aus. Wo er ging und stand, war er von vier mit Fustanellen bekleideten Männern begleitet. Die Ankunft des Königs und der Königin, beide wie gewöhnlich zu Pferde, vollendete und schloß das Fest.

Vor ungefähr dreißig Jahren war dieses Thal der Schauplatz blutiger Kämpfe, und nicht weit von dem reizenden Dorfe Lioffa, bei Kaidari, erlitten die taktischen Truppen der Philhellenen eine der mörderischsten Niederlagen, die der ganze Befreiungskrieg aufzuweisen hat.

Und jetzt, wie friedlich und vielverheißend lachte der befreite Boden mit seinen schönen Gärten und Städten, wie heiter war diese Frühlingsscene auf attischer Erde!

Am 6. April.

Einen andern, nicht weniger eigenthümlichen Anblick von dem attischen Frühlingsleben habe ich heute vom Kolonos gehabt. Da die beiden Hügel, welche diesen Namen tragen, ziemlich hoch im Thale von Athen liegen, so hat man von ihnen eine ganz besonders vollständige Aussicht über dasselbe. Die Gärten, welche neben einer Olivenwaldung die Mitte des Thales einnehmen, bieten gegenwärtig, aus einiger Entfernung gesehen, einen ganz eigenthümlichen Anblick dar. Ihre mannichfaltigen Fruchtbäume stehen in voller Blüte und wechseln in allen Farbennuancen von purpurroth bis schneeweiß; die rosenrothen Farben der Pfirsichbäume und deren lichtes Grün sind vielleicht am meisten vorherrschend; es ist eine reizende, glänzende, ätherische Landschaft, gleich einem Stück aus der Sagenwelt. Um diesen schimmernden Blumenpark steht der dunkelgrüne Olivenwald mit ernstem Aussehen. Er hat so viele Frühlinge geschaut, so viele Wechsel des Lebens gesehen, dieser alte Wald; er hat Athens glänzende Zeiten, dessen Verfall und Erniedrigung, die blutigen Kämpfe des Befreiungskrieges, die Hoffnungen und Illusionen der neuern Zeit gesehen; er kann nicht anders als ernst aussehen, wenn er seine uralten Kronen vor dem Wehen der Sommerlüfte schüttelt, dieser alte Wald, der so vieles kommen und gehen, erblühen und absterben gesehen hat, während er selbst seit Jahrtausenden dagestanden und Blumen und Früchte getragen hat. Und rings um ihn erheben sich Urgebirge, Patriarchen der Erdbildung, welche die Sündflut und Gott weiß was alles gesehen haben, der Hymettus und der Parnaß, der Kithäron und

Pentelikon — der Berg mit der Adlergestalt, der auch das Thal von Athen und von Marathon herabschaut —, diese uralten Berge mit ihren kahlen Scheiteln. Aber wenn des Morgens und des Abends die Sonne sie mit ihrem Glanze färbt, dann verschwindet ihr steifer Ernst, dann scheinen sie, wie greise Großväter, mit verklärtem Lächeln herabzublicken auf die junge Welt, die unter ihrem Schutz emporwächst.

Aber während im Thal von Athen der Frühling und die Blumen wachsen, wächst rings im Lande ein zunehmendes Misvergnügen über die Regierung, über die absoluter Herrschaft geneigten und anticonstitutionellen Gesinnungen des Königs u. s. w. Man schreit nach einem andern Ministerium, nach Freiheit bei den Wahlen, nach einer Nationalbewaffnung, die eine Garantie für Griechenlands Selbständigkeit und politische Größe gibt. Man beklagt sich darüber, daß der König die Armee desorganisire, und daß seit zehn Jahren keine größere Revue abgehalten worden sei. Doch werden eben jetzt Vorbereitungen zu einem größern Uebungslager der Truppen ganz in der Nähe von Athen getroffen. — Die einzige Vergrößerung, sagt man, welche Griechenland erfahren hat, ist für die Gegenwart der Handel und ein bischen Ackerbau. Aber was nützt das? — Griechenlands wahres Wachsthum besteht lediglich in seiner politischen Vergrößerung. Es muß ein starkes und streitfertiges Heer haben, um die türkisch-griechischen Inseln und die Provinzen Epirus, Thessalien und Macedonien zu befreien, Konstantinopel zu erobern und alle Griechen sowol in Europa als in Asien frei zu machen u. s. w. Das ist „la grande idee", welche das junge Griechenland beseelt, wie ich schon früher mitgetheilt habe, und zu deren Verwirklichung es den König — ganz und gar vergessend, daß diesem die Hände gebunden sind —, Garibaldi, Gott und die ganze Welt anruft, dabei aber vergißt, was es selbst in moralischer Beziehung thun könnte, um diese Idee zu fördern.

Anstatt dessen drohen sie mit einer Revolution; und fände sich ein Mann, ein eingeborener Grieche, der sich an die Spitze derselben stellte, so wäre sie wahrscheinlich sehr bald fertig. Aber ein solcher Mann findet sich eben nicht!

Am 23. April.

Der Garten der Königin steht in seiner königlichen Pracht. Die Rosen blühen hoch oben in den Wipfeln der Cypressen, die Nachtigallen schlagen, Orangen, Akazien, Flieder und andere Bäume und Sträucher blühen und duften derartig, daß sich der Wohlgeruch weit über den Bereich des Parks hinaus verbreitet. Drinnen im Park ist mir dieser Wohlgeruch zu stark; und ebenso wie gar zu viel Confect den Appetit nach Häring und Kartoffeln erhöht, so erwecken diese übermächtigen Blumengerüche bei mir eine gewisse Sehnsucht nach Salzseeluft mit ein bischen Theergeruch, so wie wir beides in unsern nordischen Hafenstädten genießen. Und mag es nun ein Fehler meiner nordischen Natur sein, die sich mit dieser morgenländischen Ueppigkeit nicht befreunden kann, oder hat der Mensch ein unabweisbares Bedürfniß nach Wechsel, gewiß ist es, daß ich ein ganz besonderes Vergnügen daran fand, anstatt in dem Blumenparadies der Königin umherzuwandern, ein paar Tage zwischen einer Menge von Schutthaufen und Hügeln voller Gerümpel umherzustreifen. Doch liegt das Interessante dieser Gegenstände hauptsächlich darin, daß dieselben dem alten Athen angehört haben und noch angehören. Auf den Hügeln, die im Norden den Fuß der Akropolis bilden, bin ich zwei Tage lang mit großem Interesse zwischen Trümmern von alten Häusern und von Mauern und zwischen kleinen neuen Hütten und Nestern herumgelaufen. Dieser Theil des türkischen Athen stand noch nach

dem Befreiungskriege, und steht noch jetzt, nachdem der neue freie Staat aufgewachsen ist und den alten in den Hintergrund gedrängt hat. Gegenwärtig wird dieser Stadttheil seinem Schicksal, d. h. der Vergessenheit und dem ärmern Theil der Bevölkerung von Athen überlassen, die hier für weit billigere Miethzinsen lebt als in der neuen Stadt, und deshalb die alten verfallenen Nester ausflickt oder neue kleine Hütten baut. Nur hier und da sieht man ein größeres zweistöckiges Haus mit einem gewissen vornehmen Aussehen, welches sagt, daß es bessere Zeiten gesehen hat. Viele geräumige Baustellen stehen ganz öde, nur von Steinhaufen und Schutt bedeckt. Die Straßen sind enge und hügelig, ein Theil derselben zeigt mehr halb zerfallene Mauern als Wohnungen, und mehr Hütten als Häuser. Aber Elend, Schmuz oder häßliche, von Erniedrigung zeugende Gestalten sah ich nicht. Die Armuth arbeitet in Griechenland und sieht respectabel aus. Die Kinder spielten reinlich und fröhlich unter den Stein- und Schutthaufen. In dem neuern Theil der Stadt habe ich Kinder von weit schlimmern Aeußern gesehen. Unter den Gebäuden sind ein paar kleine Kirchen am besten erhalten. Reinlich, obwol ärmlich gekleidete Männer und Frauen gingen in dieselbe hinein, indem sie sich mit dem Ausdruck tiefer Andacht verbeugten, um den Abendgottesdienst zu feiern. Eine und die andere schöne Salix babylonica (babylonische Trauer- oder Hängeweide) steht poetisch da, mit tief herabhängenden Zweigen, einen murmelnden Brunnen beschattend, an welchem stets Weiber mit ihren Wasserkrügen stehen. Aber auch diese schönen alten Bäume, die einzigen dieses Orts, welche die Verwüstung überdauert haben, scheinen allmählich einzugehen. Nach ein paar Jahrzehnden wird dieser Theil der Stadt wahrscheinlich ganz und gar das sein, was er gegenwärtig nur im Werden ist — ein Steinhaufen. Gerade als ich daran und an allerlei Vergängliches dachte, ging ich an einem ziemlich großen alten Hause vorüber,

welches ebenfalls verfallen war, über dessen Aula sich aber eine grünende Veranda von alten, durchsichtig belaubten Weinreben hinzog, und dessen Pforte hoch und zierlich mit Merkmalen von verzierender Bildhauerarbeit war. Eine alte Frau mit dem athenienſischen Kopfputz und mit der Haltung einer Königin kam langsam dahergegangen und warf mir einen freundlichen, etwas stolzen Blick aus ihren großen dunkeln Augen zu, indem sie durch die hohe Pforte hineinging und im Schatten der alten Aula verschwand.

Etwas weiter unten in dieser Gegend befinden sich die großartigen Ueberreste vom Gymnasium des Ptolomäus und — wie man wenigstens glaubt — die vom Prytaneum, die eben jetzt ausgegraben werden. Hier ist auch der kleine hübsche Tempel, den man nach seiner laternenähnlichen Form die Laterne des Diogenes nennt, der aber von dem Rhetor Lysikrates oder demselben zu Ehren erbaut worden und den Triumphen der Beredsamkeit gewidmet gewesen sein soll, welche durch Kränze ausgezeichnet zu werden pflegten, die an dieser Art von Ehrensäulen aufgehangen wurden. In dieser Gegend, aber dem Theseustempel näher, sind auch die sogenannten Atlanten oder das, was man dafür hält, d. h. kolossale Marmorbilder, welche Menschen mit ungeheuern schuppenbedeckten Fischschwänzen anstatt der Beine und Füße darstellen. Drei solche Giganten erheben sich auf ebenso kolossalen Piedestalen auf einem Grunde, der Spuren von einem alten großen Gebäude zeigt. An mehreren Stellen in dem alten Theil der Stadt liegen große Haufen von Säulen, Kapitälern und sehr schönen Bildhauerornamenten. Möge der Tag bald kommen, an welchem man Zeit und Rath haben wird, für dieses älteste Athen das zu thun, was für die Ueberreste des alten Rom geschehen ist: sie dem Schutt und der Vergessenheit zu entreißen! *)

---

*) Kimon's Grab ist gegenwärtig eine Schweinestall.

Sehr sonderbare Monumente des mittelalterlichen Athens sind die kleinen gelbbraunen Kirchen, die hier und da in der Stadt, mitten auf den größern Straßen derselben stehen. Sie sind Zwerge von Gestalt und äußerst originell in ihrem Baustil und in ihren Verzierungen. Marmor und Bildhauereien bedecken die Wände; aber sie sehen so gelb und häßlich aus, daß ich keine Lust empfand, nähere Kenntniß von ihnen zu nehmen.

Eine ähnliche alte Curiosität, reich an Marmorarten, steht ganz nahe bei der neuen Metropolitankirche, welche gegenwärtig mitten im Bau ist und ein heiterer und kostbarer Schmuck für das neue Athen wird. Ich sage „ein heiterer Schmuck", denn sie ist nach altem griechischen Geschmack mit gelben und braunrothen Streifen bemalt, und dies macht einen heitern Eindruck, obgleich es mein Gefühl für kirchliche Ornamentik verletzt. Die Portale und deren Peristile sind von weißem Marmor und, soviel man durch die darum befindliche Bretervermachung sehen kann, von sehr schöner und reicher Architektur. Die kleine mittelalterliche Kirche daneben, die sich wie ein Zwerg neben einer Königin ausnimmt, wird wol daselbst stehen bleiben, bis sie von selbst umfällt; und das wird auch bei den übrigen kleinen Zwergkirchen der Fall sein, welche die Straßen versperren, denn die Griechen tragen Scheu, eine Kirche oder eine Kapelle niederzureißen, als ob dies eine Sünde wider den Heiligen Geist wäre.

Am 1. Mai.

Abgerechnet einige schöne Tage zu Anfang und zu Ende des Monats, ist der April in diesem Jahre ungewöhnlich kalt und rauh gewesen. Die Berge sind mit Schnee bedeckt gewesen, und noch jetzt erheben der arkadische Kyllene und andere peloponnesische Berge ihre Gipfel mit Schnee überdeckt hinter Akrokorinth. Gestern und

vorgestern war das Wetter herrlich; aber heute, am 1. Mai, regnet es, wie ich es in Griechenland noch nicht habe regnen sehen.

Wir haben nun wieder griechische Ostern — in diesem Jahr beinahe einen ganzen Monat später als unsere Ostern — und sind in Athen Zeugen derselben Auftritte wie im vergangenen Jahre, d. i. des garstigen Schafmarktes am Stillen Freitage, der schönen gemüthlichen Sitte in der Osternacht und darnach des herzlichen Grußes — „Christos anesti — Alethos anasti!“ — einer Sitte, die ich von allen christlichen Gemeinden angenommen wünschte.

Aber von allem diesen habe ich bereits früher einmal gesprochen, und will deshalb keine weitern Worte darüber machen. Anstatt dessen will ich dir etwas über die griechische Kirche sagen, lieber Leser.

Es ist eine allgemeine Annahme, sowol bei den Katholiken als bei den Protestanten, daß die griechische Kirche eine einbalsamirte Mumie, eine Versteinerung, mit einem Worte — ein Wesen ohne Leben sei. Ich will auch gar nicht leugnen, daß ich sie, wenn auch nicht ohne Leben, doch ohne Geist und verpuppt finde, aber — —

Wir wollen uns auf einen Augenblick zu ihrer Entstehung, nicht als christliche, sondern als griechische Kirche wenden.

Es ist bekannt, daß die älteste christliche Kirche, obgleich frühzeitig genug Meinungsstreitigkeiten in ihr entstanden, sich in den ersten zehn Jahrhunderten nach ihrer Stiftung nicht in bestimmte Abtheilungen mit verschiedenen kirchlichen Dogmen und Leitern sonderte. Es war die christliche Kirche im Gegensatz von Judenthum und Heidenthum, und diese ordnete sich ihren Bischöfen und Synoden unter. Die Benennung „griechische oder morgenländische Kirche“ entstand erst, als die morgenländischen Christen anfingen, den Patriarchen in Byzanz als ihr Oberhaupt zu betrachten, während die abendländischen

Christen den Bischof in Rom als solches ansahen. Das war im fünften Jahrhundert.

Die christliche Kirche theilte sich seitdem in die morgenländische und in die abendländische, aber beide hatten einerlei Lehre und Gebräuche und gemeinschaftliche ökumenische (allgemeine) Synoden, auf denen die Bischöfe der Kirchen sich beriethen und über die Lehren und Dogmen, welche näher bestimmt werden sollten, sich entweder vereinigten oder in Streit geriethen. Erst als der Bischof von Rom die Miene eines absolut herrschenden Oberhirten anzunehmen und aus eigenem Antriebe neue Satzungen in der Kirche aufzustellen begann, fingen die Bischöfe in dem neuen Rom (in Byzanz) an, dagegen zu protestiren. So begann ein Kampf zwischen dem Patriarchen (oder Papst, papa) in Rom und dem Patriarchen in Konstantinopel, der, wenn auch dann und wann gütlich beigelegt, immer wieder von neuem ausbrach und sich endlich in öffentlichen Anklagen und sogar in Excommunicationen Luft machte. Die Primaten der griechischen Kirche machten der lateinischen: das Verbot der Priesterehe, die Sittenlosigkeit der römischen Geistlichkeit, die Verstümmelung der großen Fasten, die Anbetung der Bilder und den willkürlichen Zusatz bei der Lehre von dem Ausgehen des Heiligen Geistes vom Vater, das bekannte «filioque», d. i. «und vom Sohne», zum Vorwurf. Vor allem aber wurde dem römischen Bischof sein Anspruch auf die Obergewalt in der Kirche zum Vorwurf gemacht. Dieser zeigte sich bald in einer für die griechische Kirche tief verletzenden Weise. Griechische Missionare hatten die heidnische Bevölkerung von Bulgarien zum Christenthum bekehrt. Der Bischof von Rom sandte nach vorgängiger Berathung mit einigen Fürsten der Bulgaren lateinische Geistliche dahin, um die Bulgaren mit der römischen Kirche zu vereinigen. Die griechische Kirche empfand darüber tiefen Verdruß. Um diesen Gegenstand sammt mehreren andern streitigen

Punkten zwischen beiden Kirchen gütlich beizulegen, sandte der Papst Leo IX. Legaten nach Konstantinopel. Aber diese machten blos in übermüthiger Weise die Ansprüche des römischen Bischofs geltend.

Eines Tages, und zwar am 16. Juli des Jahres 1054, traten die Legaten vor den Hochaltar in der Sophienkirche, excommunicirten im Namen der Kirche feierlich den griechischen Patriarchen und die griechische Kirche, und legten die Bannbulle auf dem Altar nieder. Darauf verließen sie die Kirche, schüttelten den Staub von ihren Füßen und kehrten nach Rom zurück. Der griechische Patriarch, Michael Cerularius, der sich für ebenso viel hielt wie der Bischof von Rom, zögerte nicht, diese Artigkeit zu erwidern, und trat am 26. Juli desselben Jahres auf, um in derselben Weise und in allen Formen den Bischof von Rom und dessen Lehren zu excommuniciren. Von diesem Moment an wurden die morgenländische und die abendländische Kirche unversöhnlich voneinander getrennt und sind es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Es ist allgemein bekannt, wie die römische Kirche in ihrer Richtung von Sieg zu Sieg vorwärts schritt, von Gewalt zu Gewalt, von Misbrauch zu Misbrauch, bis sie in ihrem eigenen Schose die protestantische Kirche erzeugte, der sie endlich weichen mußte. Es ist auch bekannt, wie diese letztere vorwärts schritt, sich über zwei Welttheile ausbreitete und ihr reinigendes, verjüngendes Leben in die Mutterkirche selbst ergoß.

Die griechische Kirche führte Rußland zum Christenthum über; aber ihre ganze Kraft wurde bald zur Vertheidigung ihrer eigenen Existenz gegen den erobernden Mohammedanismus in Anspruch genommen. Außerdem hatte sie selbst sich bereits zum Stillstand auf dem Punkte verurtheilt, auf welchem sie gerade stand, als die große Spaltung zwischen ihr und der abendländischen Kirche eintrat. Sie hatte erklärt, daß sie alles das als unfehlbare Wahrheit annehme, was die sieben ersten großen

allgemeinen Concilien festgesetzt hätten, keineswegs aber das, was die spätern unter dem Einfluß des römischen Stuhls abgehaltenen Concilien verordnet hätten. Dabei wollte sie bleiben, bis die christliche Kirche wieder vereinigt und durch allgemeine Concilien repräsentirt sein würde; denn nur diese könnten für die gesammte Christenheit eine allgemein verbindende Kraft haben.

Dieses gemeinsame Bekenntniß der griechischen Kirche wurde im Jahre 1642 von dem russischen Metropolitan Petrus Mogillas in einem Codex zusammengefaßt, welcher auf einem Concilium zu Jerusalem von sämmtlichen griechischen Bischöfen unterzeichnet und von Peter dem Großen sammt der ganzen griechischen Kirche als „das orthodoxe Glaubensbekenntniß der katholisch-apostolischen Kirche Christi" angenommen wurde.

Nach dem Inhalt dieses Glaubensbekenntnisses nimmt die griechische Kirche ebenso wie die römische die Bibel und die Tradition als Quellen des Glaubens an. Zur Tradition rechnet sie hauptsächlich die Lehren, welche die Apostel und die griechischen Kirchenväter, insonderheit Johannes von Damascus, mündlich ausgesprochen haben. Sie erkennt, wie die katholische Kirche, sieben Sakramente an, auch die Transsubstantiationslehre beim Abendmahl; aber sie will, daß die Hostie in Wein getaucht, der mit Wasser gemischt ist, dem Communicanten mittels eines kleinen Löffels gereicht wird. Sie gestattet die Verehelichung der Priester, doch darf kein Geistlicher sich mehr als einmal verheirathen, und ein Bischof darf nur aus den Mönchen gewählt werden. Sie nimmt ferner an, daß der Heilige Geist nur vom Vater ausgeht. Sie gestattet die Verehrung und das Küssen nur solcher Bilder, die nicht plastisch dargestellt sind. Sie befiehlt, daß bei der Taufe der ganze Körper dreimal ins Wasser getaucht wird. Von dem Fegefeuer der Katholiken, von den Indulgenzen, vom Ablaß und von mehreren andern katholischen Lehren sagt die griechische Kirche gar nichts, außer

daß sie nichts als gewiß und wahr annimmt, was nicht von allgemeinen Concilien nach den ersten sieben bestimmt wird.

Noch ein wesentlicherer Unterschied, obwol man denselben nicht besonders hervorhebt, zwischen der römischen und griechischen Kirche scheint mir in der Stellung zu liegen, welche ihre Priesterschaft eingenommen hat. Während die Geistlichkeit der römischen Kirche mit ihrem papa universalis an der Spitze die Kirche zu repräsentiren und an der Stelle Christi Mittler zwischen der Welt und Gott zu sein glaubt, erklärt die griechische Priesterschaft, daß sie nur Dienerin Christi sei und diesem allein gehorche. Sie will niemand Vater nennen im Himmel und auf Erden, außer Gott den Vater allein. Sie hält die Priester nicht mehr für bevorzugt als die Laien, die Eingebung des Heiligen Geistes zu empfangen. Wie die griechische Kirche diesen Glauben mit der ausschließlichen Kraft vereinigen kann, welche sie dem Kreuzeszeichen, dem Gebet, der Verrichtung von kirchlichen Ceremonien und der Verwaltung von Sakramenten beilegt, ist mir ein bischen sonderbar; aber sie thut es. Sie glaubt mehr an magische als an geistige Kräfte.

Die griechische Kirche nennt sich gern die „orthodoxe" im Gegensatz zu der katholischen, und thut sich nicht wenig zugute darauf, daß sie als orthodox „weder nach rechts, noch nach links" abgewichen, sondern fest auf ihrem orthodoxen Standpunkt stehen geblieben ist vom Anfang an. Von diesem Standpunkt sprach sie sich zuletzt, auf der obenerwähnten Kirchenversammlung in Jerusalem sowol gegen die römisch-katholische als gegen die evangelisch-protestantische Kirche aus.

So steht die griechische Kirche noch heutzutage da, und obgleich diese Unbeweglichkeit sie verhindert hat, sich von mehreren Irrlehren frei zu machen, von denen die Kirche zur Zeit des großen Schisma bereits angesteckt war, so hat sie auf der andern Seite auch dazu gedient, in ihrem

Schoſe manche wichtige Frage und manches Dogma latent (gebunden) zu erhalten, welche die römiſche Kirche entſtellt hat, ſodaß ſie einſt, bei dem anregenden Hauch des Heiligen Geiſtes, im Licht der neuern Zeit, aus ihrer Chryſalide erſtehen kann wie eine herrliche Pſyche.

Die griechiſche Kirche hat gleich einer unerſchütterlichen Mauer ſowol gegen den Mohammedanismus als gegen die Eingriffe des römiſchen Katholicismus geſtanden. Sie iſt niemals verfolgend und blutig aufgetreten; ſie hat keine Märtyrer gemacht, wohl aber dergleichen für den chriſtlichen Glauben geliefert; ſie hat eine große Fähigkeit gezeigt, das nationelle Leben zu durchdringen und ſich mit demſelben zu verſchmelzen: neuerdings in dem Freiheitskampfe der Hellenen gegen die Türkei, an welchem die Religion ebenſo großen Antheil hatte, als der Hellenismus. Dies alles muß zu ihrem Lob geſagt werden.

Nun will ich über die helleniſch-griechiſche Kirche einige Worte ſagen. Im Jahre 1629 mußte einer der gelehrteſten Männer dieſer Kirche, Cyrillus Laskaris, ſeine Annäherung an die Lehren der proteſtantiſchen Kirche mit dem Leben bezahlen. Gerade dieſe Richtung iſt es jedoch, nach welcher der denkende Theil der helleniſchen Kirche gegenwärtig fortſchreitet, und ſie iſt es auch, in welcher ihre Rettung von dem Materialismus liegt, welcher die griechiſche Kirche, und namentlich die niedere Geiſtlichkeit derſelben, gefangen hält. Sie lehrt dieſelbe, kein Gewicht auf Aeußerlichkeiten zu legen, und ſich von mancherlei abſurden Gebräuchen frei zu machen. Zu den letztern gehört auch die Sitte, das Nachtmahl des Herrn Kindern ſogleich nach ihrer Taufe, und überhaupt ohne alle Rückſicht darauf zu verabreichen, ob derjenige, welcher dieſes Sakrament empfängt, einen Begriff davon hat oder nicht. Vor einiger Zeit hatte ein Leibarzt des Königs Otto einen Schlaganfall, bei dem er das Bewußtſein verlor. Da man ihn dem Tod nahe glaubte, wollte man ihm

das Abendmahl reichen. — „Aber" — machte einer der Anwesenden dem fungirenden Papa bemerklich — „er ist ja nicht fähig, die Bedeutung der heiligen Handlung zu fassen." — „Das bleibt sich gleich" — versetzte der Ehrenmann —, „er wird es wie Arznei bekommen" — und das Löffelchen mit der Hostie und dem Wein wurde in den Mund des besinnungslosen Patienten prakticirt. Daß er das Sakrament verschluckte, wurde für das Wichtige, für das Seligmachende gehalten.

Dem Zeichen des Kreuzes schreibt man ebenfalls eine eigenthümliche magische Kraft zu. Eine Mutter, deren Kind einen gefährlichen Fall gethan hat, beeilt sich, nicht etwa zunächst das Kind aufzuheben, nein, sondern eine Menge von Zeichen des Kreuzes darüber zu machen. Der Glaube an mechanische und magische Wunder durchzieht die gesammte griechische Kirche, ein Glaube, welcher ebenso thöricht ist wie der, welcher alle Wunder leugnet. Wunderwerke wie die, welche Christus gethan hat, sind natürliche Bekräftigungen seiner Mission, natürliche Manifestationen seiner göttlichen Natur.

Die jüngste Lebensäußerung der hellenischen Kirche ist ein Versuch gewesen, ihr die Selbständigkeit gegen die russisch-griechische und gegen die alexandrinische Kirche vor dem Patriarchat zu Konstantinopel zu vindiciren. Der bedeutendste Kämpfer bei dieser Frage ist ein griechischer Professor in Athen, Namens Pharmakides, gewesen, der ein berühmtes Buch unter dem Titel „Tomas" darüber geschrieben hat. Er selbst ist vor kurzem im hohen Alter und, wie es heißt, in Ungnade bei der Regierung wie bei der höhern Geistlichkeit gestorben. Die hellenische Synode besteht aus fünf alten Bischöfen — eine ziemlich mumienartige Einrichtung. Ein König von griechischem Religionsbekenntniß auf dem Throne Griechenlands könnte manche nützliche Reform in dieser Beziehung machen. Ein König von katholischer Confession kann nichts thun. Man

würde jedem Versuch von seiner Seite, frisches Leben in die Mumie zu bringen, argwöhnisch entgegentreten.

Die niedere griechische Geistlichkeit ist sittlich, redlich, achtungswerth, wird vom Volke geliebt und unterscheidet sich wenig von dem letztern. Aber sie ist arm und unwissend. Sie tauft, traut und begräbt maschinenmäßig, ohne mehr zu wissen nöthig zu haben, als die in der Kirche angenommenen Formulare und Formen. Unter den Bischöfen nennt man einige als gelehrte und gebildete Männer, aber keinen einzigen als einen Mann von lebendigem Athem, der in Geist und Wahrheit ein Reformator der Kirche werden könnte. Man beschuldigt sie der Hinneigung zur Habsucht und zum Nepotismus. Der Fortschritt in der Kirche zeigt sich eigentlich nur bei Weltlichen vom gelehrten Stande, und wird auch durch den zunehmenden Absatz theologischer Werke der protestantischen Kirche bei den Buchhändlern in Athen bewiesen.

Wird denn die hellenisch-griechische Kirche eine protestantische werden? Ich kann es nicht glauben. Ganz gewiß hat sie durch ihre Verbindung mit dem Morgenland, durch Tradition und Geschichte eine große Aufgabe in dem kirchlichen Triumvirat zu lösen. Für mich liegt ihre gegenwärtige wesentliche Bedeutung in den latenten Fragen oder Problemen, welche sie in sich trägt, welche Veranlassung zu allen ihren größern Sekten geben, und auf welche sie beständig wieder zurückkommt, ohne jedoch ihre Wichtigkeit für die christliche Wissenschaft und Philosophie, ebenso wie für die höhere kirchliche Harmonie zu verstehen. Dahin gehört z. B. die Frage von der Dreieinigkeit, von den beiden Naturen in Christo oder von der Natur Christi u. s. w.

Der größere Theil der praktischen Christen der Gegenwart betrachtet diese Fragen als ganz unnütze und dem praktischen Bedürfniß in keiner Weise entsprechende. Aber das Bedürfniß der Vollendung der Harmonie bei einem

System, bei einem Kunstwerk, bei einer Weltansicht, ist ja, wenn auch nicht gerade etwas Praktisches, doch etwas so Unabweisbares wie irgendetwas dieser Art. Fülle, Harmonie, Vollendung, — himmlische unabweisliche Forderungen! Gräme dich nicht darüber, gottgeborene Menschheit, daß sie dir nicht eher Frieden lassen, bis du Frieden in ihnen gefunden hast!

In den Gebetbüchern der griechischen Kirche habe ich mehr innige Gebete an den Heiligen Geist gefunden, als in denen anderer Kirchen. Die Ankunft dieses Tröfters an einem neuen Pfingstfest erwartend steht die griechische Kirche da.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bremer, Fredrika,

Leben in der Alten Welt Tagebuch während eines vierjährigen in Aufenthalts im Süden und im Orient

Bd.: 15

Leipzig (1863)
lt.sing. 137 i-13/16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10466430-4